H. G. hum.
131 m/s

H.g. hum.
131 m

Krug

<36604522060014

<36604522060014

Bayer. Staatsbibliothek

Krug's Geschichte des Liberalismus.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

205 Bg.

Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit.

Ein historischer Versuch

vom

Professor Krug

in Leipzig.

Hoc unum cogitato: Modus omnibus in rebus
optumum est habitu; nimia omnia nimium
exhibent negotium hominibus.

Plaut. Poen. I, 2.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Vorliegende Schrift ist, wie der Haupttitel sagt, ein historischer Versuch, und darf nur so beurtheilt werden. Als historisch hat sie einen rein wissenschaftlichen Zweck, der keiner Rechtfertigung bedarf; denn die Geschichte beruht auf thatsachlicher Wahrheit und kann nur dadurch belehren, daß sie diese so unverfälscht als möglich ans Licht zu bringen sucht. Als

Versuch aber, und zwar als erster in seiner Art — denn eine Geschichte des Liberalismus, die hier hätte benutzt werden können, ist dem Verf. wenigstens noch nicht bekannt — macht sie allerdings Anspruch auf nachsichtsvolle Entschuldigung der Fehler oder Mängel, welche Kenner darin entdecken werden.

Der Verf. hätte wohl eine ausführlichere Darstellung geben und so ein dickeres und gelehrteres Werk hervorbringen können. Aber dann würden es nur Gelehrte von Profession, nicht diejenigen gelesen haben, für welche es zunächst bestimmt ist, weil diese nicht Zeit und Lust haben, solche Werke zu lesen. Der Verf. gesteht

nämlich gern, daß er bei Abfassung dieser Schrift außer jenem wissenschaftlichen noch einen anderweiten Zweck hatte: er wollte versöhnen und beruhigen.

Wir leben in einer Zeit der Extreme; überall herrscht Ultraismus. Nicht nur die sogenannten Liberalen übertreiben; ihre Gegner thun es auch; und es ist schwer zu sagen, auf welcher Seite mehr oder weniger übertrieben werde. Soll die Wissenschaft hier Hülfe schaffen, so kann es nur die Geschichte. Sie ruft gleichsam mit lauter Stimme den Lebenden zu: „Haltet Maaß in allen Dingen! denn eure „Vorfahren haben meist nur darin gefehlt, „daß sie nicht Maaß hielten. Dadurch

„haben sie die Erde mit Blut und Thrä-
„nen besäet; und wenn gleich aus dieser
„Saat auch manche gute Frucht hervor-
„gegangen, die ihr jetzt genießt, so könnt
„ihr doch euch selbst und euren Nachkom-
„men viel Noth und Elend ersparen, wenn
„ihr durch mich die Fehler kennen und
„vermeiden lernt, die eure Vorfahren be-
„gangen haben.“

Um diesen Nebenzweck noch sichrer zu erreichen, hat der Verf. seiner geschichtlichen Darstellung einige Schlußbetrachtungen angehängt, welche die Ergebnisse jener Darstellung zur klarern Anschauung bringen sollen. Ob ihm dieß gelungen, mögen Andre beurtheilen. Er selbst ist sich

bewußt, daß er es wenigstens gut gemeint und, wo nicht sine omni studio, doch sine ira geschrieben hat. Er bekennt sich unverholen zum Liberalismus, aber nur zu jenem ruhigen und besonnenen, der das Horazische: Est modus in rebus etc. sich zum Gesetze macht. Darum hat er auch einen åhnlichen Ausspruch eines alten dramatischen Dichters zum Motto seiner Schrift gewåhlt. Vor allem liebt er die Wahrheit; denn nur die Wahrheit kann den Menschen wahrhaft frei machen, wie schon der gróßte Lehrer der Menschheit, der die Wahrheit mit seinem Blute besiegelte, gesagt hat: ἡ αληθεια ελευθερωσει ὑμας. Joh. VIII, 32.

Nur ein paar Worte noch über ein Wort, das in dieser Schrift häufig vorkommt und von dem Verf., soviel er sich erinnert, zuerst gebraucht worden, das Wort: Antiliberalismus. Es ist freilich ein Mischling (hybrida); aber es scheint zur Bezeichnung des Gegentheils vom Liberalismus besser geeignet, als die Ausdrücke: Illiberalismus und Servilismus. Diese bezeichnen schon etwas Uebermäßiges, mithin Tadelnswerthes. Jenes Wort aber bezeichnet bloß das reine Gegentheil vom Liberalismus; und es ist in dieser Schrift selbst dargethan, daß der Gegner des Liberalen, wenn dieser über die Schnur haut und jener ihm dann widersteht, nicht

Unrecht hat. Darum wurde das Wort Antiliberalismus vorgezogen.

Möchten hinfort beide Theile die Lehren der Geschichte beherzigen! Möchten sie vornehmlich jetzt, in dieser tief bewegten Zeit, bedenken, was allein zum Frieden der Menschheit dient! — Leipzig, den 30. Oktober 1822.

Krug.

Inhaltsanzeige.

Einleitung.

Seite
Begriff, Zweck und Umfang dieser geschichtlichen Darstellung 3

Erster Abschnitt.

Geschichtliche Darstellung des Liberalismus in der alten oder vorchristlichen Welt 9

Zweiter Abschnitt.

Geschichtliche Darstellung des Liberalismus in der neuern oder christlichen Welt 41

Schlußbetrachtungen.

I.

Ueber Recht und Unrecht des Liberalismus und des Antiliberalismus 93

II.

Seite

Ueber das Verhältniß der Gesellschaftskreise zum Liberalismus und Antiliberalismus 105

III.

Ueber den Ausgang des Kampfes zwischen Liberalismus und Antiliberalismus 141

Druckfehler.

S. 129. Z. 2. von oben ist statt Rechenschaft zu lesen Rechtschaffenheit.

Geschichtliche Darstellung

des

Liberalismus.

Einleitung.

Der gebildete Mensch findet sich in einem doppelten Verhältnisse, wodurch er sich in seiner Thätigkeit auf mannichfaltige Weise bestimmt und gebunden sieht. Das eine ist das bürgerliche, das andere das kirchliche Verhältniß. Jenes bezieht sich auf dießeit, dieses auf jenseit. Jenes umfaßt den Menschen mit irdischen, dieses mit himmlischen Banden. Beide regeln sein ganzes Thun und Lassen, wiefern es theils auf sinnliche, theils auf übersinnliche Zwecke gerichtet ist.

Seitdem sich diese beiden Verhältnisse in der Menschheit entwickelt haben, gab es gleichsam eine zwiefache Menschenart. Die eine hielt sich, unbekümmert um das, was sein kann und

soll, an das eben Bestehende, den hergebrachten Glauben und die hergebrachte Gesellschaftsordnung. Die andre machte eben dieses Hergebrachte und Bestehende zu einem Gegenstand ihres Nachdenkens, Prüfens und Forschens, fragend, ob es auch wahr und gut sei, ob es nicht vielleicht ein Andres und Besseres gebe, dem man nachstreben solle, und suchte dadurch das Ruhende beweglich, das Stehende fortschreitend zu machen.

Die erste Menschenart war natürlich zahlreicher und ebendarum mächtiger, als die andre. Denn der Mensch ist von Natur träge, ein Gewohnheitsthier, das in seiner behaglichen Ruhe nicht gestört sein will. Er ist daher geneigt, denjenigen, der, von einem höhern Geiste getrieben, immerfort nach dem Vollkommnern strebt, als einen Feind seiner Ruhe, als einen Störer des Friedens und der Ordnung zu betrachten und, wo möglich, mit dem ganzen Gewicht einer trägen Masse zu erdrücken.

So entstand ein Gegensatz, und aus dem Gegensatz ein fortwährender Kampf unter den

Menschen, den man am treffendsten und kürzesten als einen Kampf des Liberalismus mit dem Antiliberalismus bezeichnen kann. Denn die Ansichten und Urtheile, welche einzele freisinnige Denker über die bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse der Menschen von Zeit zu Zeit aufstellten — die sogenannten liberalen Ideen — sind es eigentlich, welche jenen Kampf veranlaßten, indem sie mit den Ansichten und Urtheilen der Menge, so wie mit den Interessen derer, welche hieraus Vortheil zogen, in Widerspruch traten. Die Freunde jener Ideen wollten nämlich nicht bloß sich daran ergötzen, wie an Bildern der Phantasie, sondern sie auch in der Wirklichkeit geltend machen. Die Gegner aber wollten dieß nicht leiden, meinend, daß sie dadurch in ihrem bisherigen Besitze und Genusse beeinträchtigt würden.

Die liberalen Ideen sind also nichts weniger, als eine Erfindung der neuesten Zeit, wenn auch dieser Ausdruck von neuerem Gepräge ist. Sie schreiben sich aus einer weit frühern Zeit

her und haben sich nur nach und nach mehr entwickelt und ausgebildet, sind bestimmter hervorgetreten und weiter verbreitet worden, und haben ebendadurch mehr Einfluß auf das Leben gewonnen. Darum ist auch der Kampf zwischen dem Liberalismus und dem Antiliberalismus in unsrer Zeit heftiger geworden, und es scheint beinahe, als sei derjenige Wendepunkt in der Weltgeschichte gekommen, wo es sich entscheiden müsse, welchem von beiden die Herrschaft der Welt vom Schicksale beschieden sei.

Bei so bewandten Umständen dürft' es nicht unzweckmäßig sein, einen Rückblick in die Vergangenheit zu thun, um zu sehen, wie jene Ideen allmälig entstanden, sich entwickelten und ausbreiteten, was sie in Bezug auf das menschliche Leben und dessen mannichfaltige Gestaltungen wirkten, und wie sie diesen Einfluß entweder behaupteten oder wieder verloren. Eine geschichtliche Darstellung dieser Art müßte für jeden gleich lehrreich sein, wie er auch sonst persönlich gesinnt sein möchte, liberal oder antiliberal.

Denn sie würde beide Theile vor gewissen Verirrungen und Misgriffen warnen, denen der Mensch so leicht ausgesetzt ist, wenn er irgend ein Ziel mit leidenschaftlicher Thätigkeit verfolgt.

Um aber unsrer geschichtlichen Darstellung des Liberalismus (wie wir dieselbe der Kürze wegen nennen wollen, ungeachtet sie nothwendig zugleich eine geschichtliche Darstellung des Antiliberalismus ist) im voraus einen ordnungsmäßigen Gang vorzuzeichnen, so wollen wir die hieher gehörigen Thatsachen in zwei große Zeitabschnitte vertheilen. Der erste soll die alte oder vorchristliche Welt befassen, soweit dieselbe der Aufnahme liberaler Ideen empfänglich war, der zweite aber die seit der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums gebildete neue oder christliche Welt. Wir werden uns aber bei der Darstellung selbst der möglichsten Kürze befleißigen, um nicht durch das Eingehn in zu viele Einzelheiten die Aufmerksamkeit der Leser auf die Hauptsache zu zerstreuen. Am Ende

werden jedoch noch einige allgemeine Betrachtungen hinzugefügt werden, wie sie sich aus einem unbefangnen Ueberblicke der Geschichte in dieser Beziehung von selbst ergeben müssen.

Erster Abschnitt.

Geschichtliche Darstellung des Liberalismus in der alten oder vorchristlichen Welt.

Die ersten Spuren liberaler Ideen, mündlich oder schriftlich angekündigt, finden wir in der alten oder vorchristlichen Welt bei jenem bewundrungswürdigen Volke, das noch immer in Wissenschaft und Kunst unser Lehrmeister, und dessen zwar entartete, aber den Keim der Größe noch immer in sich tragende Nachkommenschaft eben jetzt im blutigsten Freiheitskampfe begriffen ist — bei den Griechen. Der regsame Geist dieses Volkes, durch große Dichter genährt und durch glückliche Kriege mit den mächtigen Perserkönigen gehoben, betrat auch bald die Bahn der höhern Forschung.

Es standen daher seit dem sechsten Jahrhunderte vor Christus Männer unter ihnen auf, welche Gott und Natur, die Rechte und die Pflichten des Menschen, sammt dessen geselligen Verhältnissen, nicht bloß zu Gegenständen ihres eignen einsamen Denkens machten, sondern auch förmliche Schulen stifteten, in denen sie ihre Ansichten und Urtheile darüber an Andre mittheilten, welche dieselben wieder unter den folgenden Geschlechtern bald mehr, bald weniger treu fortpflanzten und auf das Leben anzuwenden suchten. Auf diese Art machten sich Thales, Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Zeno und Andre um ihr Vaterland verdient.

Aber kaum hatten diese Männer zu philosophiren angefangen, so geriethen sie auch mit dem Bestehenden in Widerspruch. Unter den Griechen bestand von Alters her eine ganz sinnliche Religionsform, welche das göttliche Wesen in eine Mehrheit von Göttern verschiedner Ordnung und selbst verschiednen Geschlechts zerspaltete, indem man sowohl gewaltige Natur-

kräfte als kraftvolle Menschen vergöttert und so das Göttliche ganz vermenschlicht hatte — eine Vorstellungsweise, die nothwendig auch einen durchaus sinnlichen, mit Bilderverehrung, Orakeln, Opfern und Gebräuchen aller Art überladenen Kultus herbeiführte.

Jene Männer mußten nun bald einsehn, daß diese ganze Religionsform, ungeachtet ihres alterthümlichen Bestandes, doch nur auf Wahn und Einbildung ruhte, mithin nichts als Aberglaube war. Sie erklärten dieß auch zum Theil unverholen. So sagte Xenophanes, der Stifter der eleatischen Schule, in einem noch vorhandnen Bruchstücke seiner philosophischen Lehrgedichte, die er selbst nach Art der alten Rhapsoden vortrug, weil in jener Zeit Poesie und Philosophie noch nicht so, wie späterhin, aus einander getreten waren *): „Nur Einer ist der

*) Die folgenden Bruchstücke finden sich zerstreut bei verschiedenen alten Schriftstellern, wie Sextus Empirikus, Diogenes Laertius, Plutarch,

„höchste (wahre) Gott unter den (angeblichen) „Göttern und Menschen, weder an Gestalt noch „an Verstand den Sterblichen ähnlich. Aber „diese meinen, die Götter werden geboren und „haben Kleidung und Stimme und Bildung wie sie selbst.“ *) — In einem andern Bruch-

Klemens Alexandrinus u. A., gesammelt aber findet man sie in *Stephani* poesis philosophica (§. 21.) und in Fülleborn's Beiträgen zur Geschichte der Philosophie (Stück 7.). Wenn auch jene Bruchstücke nicht den Worten nach ganz unverdorben auf uns gekommen sind, da Xenophanes selbst seine Verse vielleicht nicht einmal niedergeschrieben, sondern nur mündlich vorgetragen hat: so sind sie doch dem Sinne nach gewiß echt. Ebendarum sind sie auch hier nicht wörtlich treu, sondern mehr dem Sinne nach, worauf es allein ankam, übersetzt. Doch hat man es für Pflicht gehalten, zu Gunsten solcher Leser, welche der griechischen Sprache mächtig sind, in besondern Anmerkungen auch den Grundtext beizufügen.

*) Die hieher gehörigen Verse lauten so:

Εἱς θεος εν τε θεοισι και ανθρωποισι μεγιϛος,
Ουτι δεμας θνητοισιν ὁμοιϊος, ȣδε νοημα.

stücke sagt er in derselben Beziehung: „Wenn „Löwen, Stiere und Pferde Hände hätten und „malen könnten, wie die Menschen, so würden „sie auch die Götter als Löwen, Stiere und „Pferde darstellen.“ *) — Gegen Homer und Hesiod aber, deren Gedichte die Griechen fast als heilige Urkunden ihrer Religion, wie wir unsre Bibel, verehrten, erklärte sich jener frei-

. . . Αλλα βροτοι δοκευσι θεες γενναςθαι,
Την σφετερην δ' εσθητα εχειν φωνην τε δεμας τε.

Auch Aristoteles bezeugt in seiner Rhetorik (B. 2. K. 23.), der Eleatiker habe gesagt, die, welche die Götter geboren werden lassen, sprächen eben so irreligios (ασεβεσι) als die, welche sie sterben ließen; denn aus beidem folge, daß die Götter einmal nicht seien. Er wollte also mit Recht das Göttliche als ein Unvergängliches gedacht wissen.

*) Die angeblichen Worte des Eleatikers sind folgende:

Αλλ' ειτοι χειρας γ' ειχον βοες ηε λεοντες,
Η γραψαι χειρεσσι και εργα τελειν, άπερ ανδρες,
Ἱπποι μεν θ' ἱπποισι, βοες δε τε βεσιν ὁμοιοι,
Και κε θεων ιδεας εγραφον και σωματ' εποιεν
Τοιαυθ' οἱον περ και αυτοι δεμας ειχον ὁμοιον.

sinnige Denker geradezu und verspottete ihre Götterlehre als ungereimt und selbst als unsittlich. „Denn," sagte er, „alles haben Homer „und Hesiod den Göttern beigelegt, was bei „Menschen Schimpf und Schande ist, rauben „und buhlen und einander betrügen." *) — Dagegen sagte er selbst von Gott: „Er sieht, hört, „denkt ganz oder durchaus, und beherrscht alles „mit Verstand ohne Mühe." **)

---

*) Im Grundtexte heißt es:

Παντα θεοις ανεθηκαν Ὁμηρος θ' Ἡσιοδος τε,
Ὁσσα παρ' ανθρωποισιν ονειδεα και ψογος εςι,
Κλεπτειν, μοιχευειν τε και αλληλες απατευειν.

**) Hieher gehören die zwei einzelen Verse, die vielleicht ursprünglich nicht in unmittelbarer Verbindung standen:

Ουλος ὁρα, ελος δε νοει, ελος δε τ' ακεει.
Αλλ' απανευθε πονοιο νοε φρενι παντα κραδαινει.

Es darf übrigens zwar nicht unbemerkt bleiben, daß sich Xenophanes durch seine Spekulazion über das göttliche Wesen, gleich vielen andern Philosophen, in die Irrwege des Pantheismus verlor und sogar als Urheber desselben angesehen wird. Wenn aber zwi-

So liberale Aeußerungen über das Göttliche mußten der Menge anstößig, den Priestern ärgerlich, und den Staatsmännern, welche den einmal bestehenden Kultus als einen nothwendigen Theil des gesellschaftlichen Lebens betrachteten, als gefährlich erscheinen. Auch wagten nicht alle Philosophen, so keck mit ihren bessern Ansichten und richtigern Urtheilen über religiose Gegenstände hervorzutreten. Manche sprachen nur mit großer Zurückhaltung darüber, hüllten sich wohl gar in den Schleier des Geheimnisses und dunkler Formeln, deren wahre Bedeutung sie nur ihren vertrauteren Schülern (den Esoterikern) erklärten. Daher finden wir bei vielen alten Philosophen (Pythagoras, Plato, Aristoteles und Andern) sogar eine doppelte

---

schen Pantheismus und Polytheismus gewählt werden müßte, so würde jener immer noch vorzuziehen sein, weil er doch die Idee der Einheit des göttlichen Wesens festhält und nicht auf so unwürdige Vorstellungsarten von demselben führt, als der Polytheismus.

Lehrweise, eine esoterische für vertrautere Schüler, gegen die sich der Lehrer mit größter Offenheit erklärte, weil sie in die verborgensten Tiefen der Wissenschaft selbst eingeweiht sein wollten, und eine exoterische für anderweite Zuhörer, die bloß nach allgemeiner Bildung streb- ten. Manche suchten sich auch dadurch mit dem Volksglauben und der Staatsreligion abzufinden, daß sie die Sprache derselben beibehielten, ihr aber eine ganz andre, der Vernunft gemäßere, Bedeutung unterlegten, mithin die gemeine Göt- terlehre razionalistisch interpretirten; in welcher Behandlungsweise besonders die Stoiker sich auszeichneten.

Gleichwohl entgingen dadurch jene Männer nicht allen gewaltsamen Anfechtungen von Seiten des Antiliberalismus. Pythagoras und die von ihm in der Gestalt eines geheimen Bundes oder Ordens gestiftete Schule wurde bald ein Gegenstand politischer Verfolgung, weil die in den Städten Großgriechenlands oder Unterita- liens, wo diese Schule blühte, herrschende Ari-

stokratie deren Einfluß auf das Volk fürchtete; wodurch viele Glieder dieser Schule, und nach einigen Berichten selbst deren Stifter, das Leben verloren. Anaxagoras, ungeachtet er, wie man gewöhnlich annimmt, zuerst bestimmt lehrte und philosophisch zu erweisen suchte, daß die sichtbare Welt das Erzeugniß eines höchst weisen und gütigen Wesens — eines von ihm sogenannten Nus *) — sei, und ungeachtet er sich der Gunst des mächtigen Perikles in hohem Grade erfreute, mußte dennoch Athen verlassen und nach Lampsakus in Kleinasien fliehen, um der gefährlichen Anklage wegen Irreligiosität oder

---

*) Daß Anaxagoras das göttliche Wesen nicht mit der Volkssprache θεος (Gott), sondern lieber νους (Verstand oder Intelligenz) nannte, kam wohl daher, daß die Volkssprache mit jenem Ausdruck eine Menge abergläubiger Vorstellungen verband und ihn daher auch in der Mehrzahl (θεοι, Götter) brauchte. Dieser Inkonvenienz wollte jener Philosoph wahrscheinlich entgehn, fiel aber dadurch in eine andre, welche seine Lehre unverständlich und anstößig machte.

Gottlosigkeit (ἀσεβείας) zu entgehn. Sokrates, der in frühern Jahren sein Vaterland in drei Schlachten vertheidigt hatte und in spätern Jahren einzig damit beschäftigt war, die zum Theil wirklich immoralischen und irreligiosen Grundsätze der Sophisten zu bekämpfen und die zahlreich um ihn versammelte Jugend zur Weisheit und Sittlichkeit zu bilden, dieser Mann, den das delphische Orakel selbst für den weisesten seiner Zeit erklärt hatte, mußte als angeblicher Neuerer in Religionssachen und Verderber der Jugend den Giftbecher leeren, da er sich dem ungerechten Urtheilsspruche nicht durch eine für sein Alter schimpfliche Flucht entziehen wollte. Hätte Aristoteles diesen Ausweg nicht ergriffen, weil er, wie er sagte, nicht zugeben wollte, daß sich Athen zum zweiten Male an der Philosophie versündigte, so würde auch er als ein Opfer des Antiliberalismus gefallen sein, indem der Oberpriester Eurymedon oder, wie Andre denselben nennen, Demophilus ihn ebenfalls der Gottlosigkeit angeklagt hatte, weil seine Gotteslehre

nicht mit der gemeinen Götterlehre zusammenstimmte. Und so ging es mehren griechischen Weltweisen, deren Aeußerungen über religiose Gegenstände den Vertheidigern des Bestehenden zu freisinnig und ebendarum für das Gemeinwohl gefährlich schienen. *)

Allein dieser Anfechtungen ungeachtet ver-

---

*) Es kann und soll dadurch nicht geleugnet werden, daß es unter den griechischen Philosophen auch Einige gab, welche in jenen Aeußerungen zu weit gingen, mit dem Aberglaubrn auch den Glauben bekämpften und so in das andre Extrem, den Unglauben, fielen. Besonders machten sich dessen mehre Mitglieder der kyrenaischen oder aristippischen und der epikurischen Schule schuldig, weil diese Schulen auch in Ansehung ihrer sittlichen Grundsätze auf Abwege gerathen waren. Allein es würde auf der andern Seite eben so ungerecht sein, wenn man alle griechischen Philosophen, die den heidnischen Volksglauben bekämpft haben, deshalb für Ungläubige oder Gottesleugner erklären wollte, wie dieß einige unverständige Eiferer für die gute Sache der Religion allerdings gethan haben. Solche allgemeine Behauptungen sind durchaus unhistorisch.

breiteten sich jene liberaleren Ansichten sehr schnell unter den Griechen, und es sank dadurch das Ansehn der alten heidnischen Götterlehre und des darauf gebauten polytheistischen Kultus dergestalt, daß nach und nach selbst die ältesten und geachtetsten Orakel in Griechenland verstummten, weil niemand mehr an die Götter glaubte, deren Stimmen in den Aussprüchen ihrer Priester oder Priesterinnen zu vernehmen man früherhin gemeint hatte. So arbeitete der Liberalismus der griechischen Philosophen dem Christenthume gleichsam in die Hand. Denn als dieses späterhin mit dem Heidenthum in Kampf trat, so beriefen sich die Vertheidiger des Christenthums, wie man noch jetzt aus den apologetischen und polemischen Schriften der sogenannten Kirchenväter ersieht, sehr häufig auf die Lehren der griechischen Philosophen, indem sie sagten: „Die scharfsinnig„sten und gelehrtesten Männer unter euch haben „ja schon längst das Nichtige eurer Götterlehre „eingesehn und erwiesen, haben gezeigt, daß eure „Religion mitsammt ihrem durchaus sinnlichen

„Kultus auf bloßer Einbildung beruhe, mithin „nichts anders als Superstizion sei. Wie könnt „ihr uns also um einer Lehre willen verfolgen, „die wir mit den Weisesten unter euch selbst „gemein haben?" — Daher meinten auch viele Kirchenväter, jene Weltweisen seien nicht durch sich selbst auf ihre liberaleren Religionsansichten gekommen, sondern Gott selbst habe sie ihnen mitgetheilt, indem er sich ihnen ebensowohl als den jüdischen Propheten und den christlichen Aposteln geoffenbart habe. Und gewiß hat dieser Umstand gar viel zur Ausbreitung des Christenthums beigetragen; denn das Christenthum erschien nun vielen gebildeten Heiden als eine neue Bekanntmachung der liberalen Ideen, welche schon vorlängst von den griechischen Philosophen über religiose Gegenstände geäußert worden. Wenn sich daher jetzt die europäische Welt und selbst ein großer Theil der außereuropäischen der Seegnungen des Christenthums erfreut, so darf man, ohne undankbar zu sein, nicht vergessen, daß wir einen Theil dieser Seegnungen dem Li-

beralismus der griechischen Philosophen zuzurechnen haben.

Ebendiese Männer äußerten sich aber nicht bloß über religiose, sondern auch über politische Gegenstände auf die freisinnigste Weise. Seitdem nämlich Sokrates angefangen hatte, die Philosophie, wie Cicero sagt, vom Himmel herabzuziehn und auf die Erde zu verpflanzen, damit sie bei den Menschen in ihren Hütten und Werkstätten wohne und sie von ihren Rechten und Pflichten belehre, um ihr Verhalten sittlich zu regeln: seit dieser Zeit wurden auch die Staaten und die in ihnen bestehenden Rechtsverhältnisse der Bürger ein fortwährender Gegenstand wissenschaftlicher Forschung.

Hier fanden jedoch die griechischen Philosophen, indem sie die Wirklichkeit mit der Idee, das Gegebne mit dem, was nach den Foderungen der Vernunft sein soll, verglichen, fast noch mehr zu tadeln, als in Bezug auf das religiose Element der Gesellschaft. Die griechischen Staaten, in älterer Zeit monarchisch und autokra-

tisch regiert, hatten zwar im Laufe der Zeiten insgesammt die republikanische Regierungsform angenommen, so daß nur noch in Sparta zwei Könige zugleich regierten, die aber durch das Ephorat und andre politische Instituzionen in der Ausübung ihrer Macht sehr beschränkt waren und nicht viel mehr Ansehn und Gewalt besaßen, als die Archonten zu Athen. Allein dessen ungeachtet herrschte in den griechischen Freistaaten keine wahre bürgerliche Freiheit. Ihr innerer Organismus war so mangelhaft und die Rechtsverhältnisse der Bürger so unsicher, daß beständige Parteikämpfe in ihnen stattfanden, einzele herrschsüchtige Männer als Demagogen oft die Gewalt an sich rissen, und dagegen mancher redliche Bürger um des bloßen Verdachts willen, daß er einst der Freiheit gefährlich werden könnte, wie Aristides der Gerechte, aus seinem Vaterlande verwiesen wurde.

Dieß veranlaßte nothwendig die griechischen Philosophen, über die verschiednen, an sich möglichen, Verfassungs- und Verwaltungsarten der

Staaten, so wie über die obersten Grundsätze einer echtbürgerlichen Gesetzgebung, nachzudenken und Vorschläge zu machen, wie den Uebeln abzuhelfen, welche damal die griechischen Staaten drückten. Daher entwarf Plato zuerst einen Ideal- oder Vernunftstaat, welcher durchgängig nach Grundsätzen der Sittlichkeit (nicht bloß nach denen des Rechts oder der Klugheit) verfaßt und verwaltet, mithin eben so tugendhaft sein oder werden sollte, als der einzele Mensch. *) Ebendieß thaten, obwohl auf eine weniger idealische

---

*) Da Plato den Vernunftbegriff oder die Idee der Tugend in vier anderweite Begriffe, nämlich die der Weisheit, der Mäßigkeit, der Tapferkeit und der Gerechtigkeit, zerfällte, woraus späterhin die Lehre von den sogenannten Kardinaltugenden entstand: so wandte er diese Begriffe auch auf den Staat an und foderte, daß dieser im Ganzen eben so weise, mäßig, tapfer und gerecht sein sollte, als jeder einzele Bürger. (Man vergl. insonderheit das vierte Buch der Republik). So weit hat wohl kein liberaler Politiker der neuern Zeit seine Foderungen getrieben.

Weise, Xenophon, Aristoteles und Andre, indem sie insgesammt darauf ausgingen, die möglichbeste Regierungsform auszumitteln, um dadurch nicht nur Leben, Freiheit und Eigenthum zu sichern, sondern auch die Bürger überhaupt zur Sittlichkeit und Glückseligkeit, und ebendadurch zu einem wahrhaft menschlichen Dasein zu führen. Darum trat auch ihre Politik in durchgängige Verbindung mit der Ethik und der Pädagogik, indem sie wohl einsahen, daß ohne eine zweckmäßige, körperliche und geistige, physische und moralische, Erziehung des Bürgers das Staatswohl auf keine dauerhafte Weise begründet werden könne. *)

---

*) Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß diese Politiker auch schon die Leibesübungen unter dem Titel der Gymnastik als einen wesentlich nothwendigen Theil der Erziehung des jungen Staatsbürgers betrachteten, ja daß Plato sogar auch die jungen Bürgerinnen an jenen Uebungen theilnehmen lassen wollte. (Man vergl. das fünfte Buch der Republik). Versteht man nun unter dem neuerlich sogenannten

Wiewohl nun diese Männer in ihren politischen Schriften viel neue, von den gewöhnlichen abweichende, Begriffe und Grundsätze aufstellten, und manche bestehende Einrichtung der damaligen Staaten theils geradezu, theils durch nothwendige Folgerung entweder als schlechthin ungerecht oder wenigstens als unzweckmäßig oder schädlich verwarfen: so findet man doch keine Spur, daß sie wegen ihres politischen Liberalismus auf irgend eine Weise wären in Anspruch genommen worden. Wenn z. B. Plato mehr als einmal sagte: „Die Uebel, welche die jetzi-„gen Staaten drücken, werden nicht eher auf-„hören, als bis entweder die Könige Phi-„losophen oder die Philosophen Könige „werden" (vergl. B. 5. und 6. der Republik

---

Turnen nichts weiter, als jene Leibesübungen — und ursprünglich sollte das Wort wohl auch keine andre Bedeutung haben: so kann man mit Recht sagen, daß die Turnkunst von den eben angeführten Politikern bereits auf das nachdrücklichste empfohlen worden.

mit dem 7. Briefe) — so dachte kein Mensch daran, daß jener Philosoph irgend einen legitimen oder auch illegitimen Regenten seiner Zeit vom Throne stoßen und sich selbst darauf setzen wollte. Man fand nicht einmal etwas Ungereimtes in jenem Ausspruche, weil man wohl wußte, daß er im Grunde nichts anders sagen wollte, als daß diejenigen, welche die Völker beherrschen, weise Männer sein oder doch gleich andern Menschen nach der Weisheit streben sollten, damit sie jedem Unterthan gerecht würden und nicht auf ihren eignen Vortheil, sondern auf die allgemeine Wohlfahrt sähen. *) Oder wenn Plato in ei-

*) Daher trägt auch ein alter christlicher Kirchenschriftsteller kein Bedenken, sich in einer an den Kaiser selbst gerichteten Schrift auf diesen Ausspruch des Plato zu berufen, indem er zeigen will, wie ungerecht die römischen Kaiser handelten, wenn sie die Christen wegen ihrer Abweichung von dem althergebrachten Glauben und Religionskultus verfolgten. Ein weiser Regent werde dieß nie thun, weil er wohl wisse, daß das Althergebrachte auch falsch oder un-

nem seiner Gespräche (dem Krito) die Idee des gesellschaftlichen Vertrags durch den Mund des Sokrates so entwickeln läßt, daß dieser daraus die Pflichten des Bürgers, besonders die Pflicht des Gehorsams gegen die Gesetze, ableitet: so fiel es keinem Menschen ein, daß er die Absicht habe, den Staat umzuwälzen, weil er ihn nicht auf unbedingte Gewalt, sondern auf freien Vertrag gegründet dachte. *)

Eben so wenig nahm man es aber auch jenem Philosophen und seinem großen Schüler Aristoteles übel, wenn beide die Demokratie

---

recht sein könne. S. Justin's des Blutzeugen erste Apologie der Christen, an den Kaiser Antoninus Pius gerichtet, gleich im Anfange.

*) Es erhellet zugleich hieraus, wie geschichtlich falsch es sei, wenn man die Idee des gesellschaftlichen oder, genauer zu reden, bürgerllichen Vertrags für eine Erfindung der neuern liberalen Politiker, besonders Rousseau's, ausgegeben hat. Sie haben diese allerdings liberale, aber doch sehr alte, Idee nur mehr entwickelt.

als eine zum Unrechte führende Ausartung oder Krankheit der bürgerlichen Gesellschaft betrachteten und derselben eine gesetzliche Königsregierung vorzogen, ungeachtet der athenienſische Staat zu jener Zeit ganz demokratisch organisirt war und jede Alleinherrschaft dort für Usurpazion und Tyrannei galt. Man ließ die Schule ihre politischen Forschungen mit voller Freiheit mündlich und schriftlich anstellen, wenn nur die Männer der Schule im Leben sich nach den Gesetzen des Staates richteten. Man war also in politischer Hinsicht weit duldsamer, als in religioser. Denn daß der, nicht nur als Philosoph, sondern auch als Feldherr und Geschichtschreiber berühmte Xenophon aus Athen verwiesen wurde, hatte nicht etwa darin seinen Grund, daß er als Bürger einer Republik in seiner Kyropädie und seinem Hiero monarchische Grundsätze geäußert hatte — diese Schriften waren damal noch gar nicht geschrieben — sondern vielmehr darin, daß er schriftlich und thatlich eine für die Athenienser beleidigende Hinneigung zu deren Nebenbuhlern,

den Spartanern, blicken ließ; weshalb ihn auch diese mit besondrer Gastfreundlichkeit aufnahmen.

Von den Griechen wanderten nach und nach mit der griechischen Philosophie, Literatur und Kunst die liberalen Ideen auch zu den Römern, ob sie gleich hier keinen recht gedeihlichen Boden zu finden schienen. Dieses rüstige, in starrer Realität befangene, durch beständige Staats- und Kriegshändel beschäftigte Volk kümmerte sich anfangs gar nicht um Ideen, weder um wissenschaftliche noch um künstlerische. Es mußte daher erst durch die Griechen (von denen es früher schon einen Theil seiner Gesetzgebung entlehnt hatte und mit denen es nachher durch Ausdehnung seiner Eroberungen über Italien hinaus in immer genauere, für Griechenland selbst verderbliche, Berührung kam) in die Geheimnisse der Wissenschaft und der Kunst eingeweiht werden, und blieb auch in beiderlei Hinsicht stets hinter seinen Lehrmeistern zurück.

Zwar sperrte man sich in Rom eine Zeit lang gegen die Zulassung griechischer Lehrer, sei

es aus Stolz der Unwissenheit oder aus Anhänglichkeit am Vaterländischen. Man sieht dieß unter andern aus einem Senatsbeschlusse, der im J. 162 vor Chr. unter dem Konsulate des Cajus Fannius Strabo und des Marcus Valerius Messala abgefaßt wurde und verordnete, der Prätor Marcus Pomponius möge dafür sorgen, daß gewisse Philosophen und Rhetoren (worunter unstreitig griechische Lehrer der Philosophie und Beredtsamkeit zu verstehen sind, da Rom selbst in dieser Zeit noch keine einheimischen Lehrer der Art erzeugt hatte) aus der Stadt entfernt würden, weil man dergleichen Menschen für staatsgefährlich hielt. *)

---

*) Aulus Gellius hat dieses Senatuskonsultum aufbewahrt in den attischen Nächten B. 15. K. 11., wo es wörtlich also lautet: M. Pomponius praetor senatum consuluit, quod verba facta sunt de philosophis et de rhetoribus. De ea re ita censuerunt, uti M. Pomponius praetor animadverteret coeraretque (curaretque), uti ei e republica fideque sua videretur, uti Romae ne essent.

Allein es erschienen bald darauf in Rom ganz andre und berühmtere Lehrer der Philosophie und Beredtsamkeit, die sogar mit einer öffentlichen Autorität bekleidet waren. Die Athenienser schickten nämlich um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. (im 2. oder 3. Jahre der 156. Olympiade) die drei berühmtesten Philosophen jener Zeit, den Akademiker Karneades, den Peripatetiker Kritolaus und den Stoiker Diogenes (mit dem Beinamen Babylonius, um ihn von andern Männern dieses Namens zu unterscheiden) als Gesandte nach Rom, um mit dem dasigen Senate wegen einer nicht unbedeutenden Staatsangelegenheit zu unterhandeln. Denn in jener Zeit hielt man die Philosophen noch nicht für untauglich zu diplomatischen und andern Geschäften; vielmehr glaubte man einfältiger Weise, je gründlicher jemand denken gelernt habe, desto besser eigne er sich auch zum Handeln. *)

---

*) Die Veranlassung zu jener in so vielen Hinsichten

Jene Gesandten nun unterhandelten nicht bloß ihrem Auftrage gemäß mit dem römischen Senate, sondern sie traten auch im eignen Namen als Lehrer der Philosophie und Beredtsamkeit auf. Diese Erscheinung machte, nach dem

---

merkwürdigen Gesandtschaft war kürzlich folgende: Auf der Gränze zwischen Attika und Böozien lag eine Stadt Oropus, über deren Besitz die Athenienser mit den Böoziern in Streit verwickelt waren, an welchem, wie gewöhnlich, auch andre griechische Völkerschaften theilnahmen. Die Athenienser waren aber in ihrer Gewaltthätigkeit so weit gegangen, daß sie die Stadt Oropus selbst plünderten und verheerten. Die Oropier beschwerten sich deshalb bei den Römern, die sich damal schon in die griechischen Händel mischten, und die Römer ernannten die Sikyonier zu Schiedsrichtern in dieser Sache. Die Sikyonier aber verurtheilten die Athenienser zu einer Geldbuße von 500 Talenten, und die Römer bestätigten dieses Urtheil. Da nun den Atheniensern diese Strafe zu hart schien, so schickten sie ebendeswegen jene Gesandten nach Rom, um eine Verminderung der Geldbuße zu bewirken. Sie bewirkten auch in der That eine Herabsetzung der Summe auf 100 Talente.

Berichte Plutarch's in der Lebensbeschreibung des Cato, einen gewaltigen Eindruck, besonders auf die römische Jugend. Alle Jünglinge von Geburt und Erziehung strömten hin zu den philosophirenden Gesandten, hörten deren Vorträge mit der größten Bewundrung an, vergaßen sogar ihre gewöhnlichen Vergnügungen und wurden gleichsam von einer Wuth zu philosophiren befallen. Besonders entzückten sie die Vorträge des Karneades, der mit philosophischem Scharfsinne die Gabe der Beredtsamkeit auf ausgezeichnete Weise verband.

Allein der alte Cato, der zu seiner Zeit die römische Zensur mit großer Strenge handhabte, nahm ebendaran Anstoß. Sei es, daß er, wie Einige berichten, persönlich von Karneades beleidigt worden, oder, wie Andre meinen, daß ihn die skeptische Manier dieses Philosophen, über denselben Gegenstand in Gegensätzen (für und wider) zu reden, befremdete, oder, was eben so möglich, daß er überhaupt das Philosophiren für eine unnütze oder gar gefähr-

liche Sache hielt — genug, er stellte dem Senate vor, es sei nicht wohlgethan, daß man diese philosophirenden Gesandten so lange in der Stadt dulde, wo sie den jungen Leuten durch allerhand Grübeleien die Köpfe verrückten und sie vom Studium der römischen Gesetze sowohl als von den Waffenübungen abzögen. Man möge doch die Gesandten sobald als möglich abfertigen und nach Athen zurückschicken. Dort könnten sie griechische Knaben in der Philosophie und Beredtsamkeit unterrichten; für Römer tauge so etwas nicht.

Diese Vorstellung wirkte. Die philosophirenden Gesandten erhielten bald darauf ihren Bescheid und wurden auf eine wegen ihres öffentlichen Charakters zwar ehrenvolle, in Hinsicht auf das zum Grunde liegende Motiv aber dennoch schimpfliche Weise entlassen. Denn es ergab sich daraus, daß man sie wirklich als Leute betrachtete, welche dem Staate durch Verderbung der Jugend mittels neuer und freisinniger Lehren gefährlich werden könnten.

Dieselbe Ansicht spricht sich auch noch in einem spätern Zensorenbeschlusse aus. In diesem erklären die Zensoren Domitius Aenobarbus und Licinius Crassus, es sei ihnen hinterbracht worden, daß es Menschen gebe, welche eine neue Art des Unterrichts einführten und sich lateinische Rhetoren nennten; zu diesen begebe sich die römische Jugend und bringe ganze Tage daselbst zu, um sich auf jene neue Art bilden zn lassen. Die Vorfahren hätten aber schon weislich bestimmt, was ihre Kinder lernen und in welche Schulen sie gehen sollten. Jene Neuerung tauge nichts, weil sie den Sitten und Gewohnheiten der alten Römer widerstreite. Sie hielten es daher für ihre Pflicht, sowohl denen, die solche neue Schulen hielten, als denen, welche sie besuchten, ihr obrigkeitliches Misfallen zu erkennen zu geben. — Unter den lateinischen Rhetoren aber, gegen welche diese Erklärung gerichtet ist, waren gewiß auch griechische Lehrer der Philosophie und Beredtsamkeit verborgen, da es ausdrücklich heißt, sie hätten sich diesen Na-

men nur beigelegt (eos sibi nomen imposuisse latinos rhetoras), wahrscheinlich um unter diesem für römische Ohren gefälligern Namen weniger Anstoß zu erregen. *)

---

*) Auch dieses Zensorenedikt de coercendis rhetoribus latinis hat Gellius in der oben (Seite 31.) angezeigten Stelle aufbewahrt, und wir wollen es hier seiner Merkwürdigkeit wegen ebenfalls wörtlich mittheilen. Es heißt nämlich: Renunciatum est nobis, esse homines, qui novum genus disciplinae instituerunt, ad quos juventus in ludum conveniat; eos sibi nomen imposuisse latinos rhetoras; ibi homines adolescentulos dies totos desidere. Majores nostri, quae liberos suos discere et quos in ludos itare vellent, instituerunt. Haec nova, quae praeter consuetudinem ac morem majorum fiunt, neque placent neque recta videntur. Quapropter et his, qui eos ludos habent, et his, qui eo venire consuerunt, visum est faciundum ut ostenderemus nostram sententiam: Nobis non placere. Dieses Zensorenedikt ist gegen 70 Jahre jünger als obiges Senatuskonsult. In beiden offenbart sich der Kampf des Bestehenden mit dem Werdenden, der alten und der neuen Bildungsweise. Aber

Indessen ward durch dieses obrigkeitliche Verfahren keineswegs die Philosophie und der überall im Gefolge dieser, ihrem innersten Wesen nach freisinnigen, Wissenschaft erscheinende Liberalismus aus der Römerwelt verdrängt. Es war nun einmal in die Gemüther der jungen Römer ein höherer Funke gefallen, der immer fortglimmte und immer weiter um sich griff. Auch wurde die politische Verbindung der Römer mit den Griechen immer inniger; und so geschah' es, daß nicht nur griechische Lehrer häufiger nach Rom kamen, sondern daß es auch sogar Ton oder Mode wurde, die vornehmere römische Jugend durch Griechen bilden zu lassen und selbst nach Griechenland zu schicken, um dort gleichsam an der Quelle den liberalen Geist der griechischen

---

der spätere Beschluß ist schon weit milder als der frühere. Dort hieß es schlechtweg von den neuen Lehrern ohne Anführung von Gründen: uti Romae ne essent. Hier heißt es mit ziemlich breiter Angabe von Gründen bloß: nobis non placere.

Philosophie in sich zu saugen. Der Genius der Zeit wirkte auch hier mächtiger, als obrigkeitliche Verordnungen; und am Ende suchten selbst die römischen Juristen ihrer Wissenschaft — der zähesten und sprödesten unter allen — durch griechische Philosophie ein liberaleres Gewand zu geben. Ja es trat sogar ein römischer Konsul, der durch seine Beredtsamkeit vielen seiner Mitbürger Leben und Eigenthum geschützt und durch seine Entschlossenheit den Staat selbst aus einer der drohendsten Gefahren errettet, deshalb auch den ehrenvollen, späterhin von der Schmeichelei so oft gemisbrauchten, Namen Vater des Vaterlandes erhalten hatte — Cicero trat als Lehrer der griechischen Philosophie in lateinischer Sprache auf und verbreitete dadurch die liberalen Ansichten derselben dermaßen unter dem Volke, daß die römischen Augurn einander nicht mehr ohne Lachen ansehen konnten. Denn die Götterwelt war ihnen eben so, wie den gebildeten Griechen, zur Fabel geworden, mit der nur noch die Einbildungskraft der Dichter und andrer Künstler

spielte, weil der alte darauf bezügliche Kultus noch von Staats wegen bestand. Aber dieses Bestehende hatte seine innere Kraft über die Gemüther größtentheils verloren und mußte daher nach und nach dem Bessern weichen, das von Palästina aus verkündigt wurde, nämlich dem Christenthume, mit dessen näherer Betrachtung wir uns sofort beschäftigen wollen. *)

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit im voraus auf eine Schrift aufmerksam, welche von einem unsrer ausgezeichnetsten Gottesgelehrten unter dem Titel: Der Fall des Heidenthums, erscheinen und in welcher man vieles von dem, was hier nach unsrem Zwecke nur flüchtig angedeutet werden konnte, ausführlicher dargestellt finden wird.

Zweiter Abschnitt.

Geschichtliche Darstellung des Liberalismus in der neuern oder christlichen Welt.

Wenn vom Christenthume die Rede ist, so muß man nothwendig einen Vorblick auf das Judenthum werfen, aus dem es hervorging. Denn das Christenthum ist eigentlich nichts andres, als ein mit liberalen Ideen befruchtetes und ebendadurch veredeltes Judenthum. Schon das Wort Christus führt darauf, welches ursprünglich dasselbe, obwohl in einem höhern Sinne, bezeichnet, was die Juden mit dem Worte Messias bezeichneten. Während diese unter dem Messias einen Retter oder Befreier ihres Volks von leiblichen Uebeln verstanden, stellte sich der Christus als einen Retter oder Befreier des gan-

zen Menschengeschlechts von geistigen Uebeln, als einen Weltheiland dar.

Das Judenthum war nämlich seinem Ursprunge nach ein religioser Separatismus oder Partikularismus. Der Gott, den die alten Hebräer unter dem Namen Jehovah verehrten, war anfangs nur der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, also ein bloßer Familiengott, der aber, als die Familie sich zum Volke erweiterte, natürlich auch der Nazionalgott ebendieses Volkes wurde. Der Gedanke an diesen Gott und die Anbetung desselben schloß an sich nicht den Begriff und die Verehrung andrer Götter aus. Die Juden behielten auch bis zum babylonischen Exil einen gewissen Hang zu dieser Verehrung, indem viele meinten, es könne doch nicht schaden, wenn man auch die Gunst andrer Götter zu gewinnen suche.

Da indessen das mosaische Gesetz den Jehovah für den unsichtbaren König des Volkes Israel erklärt und so dieses Volk in einem theokratischen Staate vereinigt hatte, so war es na-

türlich, daß dieser Gott-König, eifersüchtig auf seine Suveränität, wie die Könige andrer Völker, keinen anderweiten Gottesdienst in seinem Staate dulden wollte. Wie er aber ausschließlich von seinem Volke verehrt sein wollte, so liebte er auch ausschließlich dieses von Alters her zu seinem Eigenthum erkorne Volk, und versprach, es mit allen möglichen Gütern zu beglücken, wenn es seinem Dienste treu bliebe. Er schloß also eine Art von Bund oder, nach heutiger Art zu reden, einen gesellschaftlichen Vertrag mit ihm. Uebrigens unterschied sich der Jehovahkultus durch nichts von dem Kultus andrer Götter, als durch den Mangel eines sinnlichen zur Verehrung ausgestellten Abbildes. Er hatte seinen Tempel, seine Opfer, worunter auch blutige zur Versöhnung des erzürnten Gottes, und eine Menge von Gebräuchen und Festlichkeiten; er war überhaupt ein ganz sinnlicher oder äußerlicher Zerimoniendienst.

Zwar standen unter den Juden von Zeit zu Zeit Volksredner oder sogenannte Propheten auf,

welche freiere und erhabnere Ansichten von Gottes Wesen und Verehrung zu verbreiten suchten. Sie erklärten z. B., Gott der Schöpfer des Himmels und der Erde sei auch andrer Völker Gott, gnädig und wohlthätig gegen alle Menschen; er wohne nicht in Tempeln mit Händen gemacht und habe keinen Gefallen am Blute der Kälber und Ochsen; Gehorsam gegen Gott, treue Erfüllung aller Menschenpflichten sei besser denn Opfer, überhaupt ein reines Herz das beste Opfer, das man Gott darbringen könne. Auch mischten sie sich in politische Angelegenheiten und erinnerten — nachdem im jüdischen Staate statt der bloß göttlichen Königsherrschaft eine menschliche troz der starken Warnung des Propheten Samuel (1. Sam. Kap. 8.) eingeführt worden — die Fürsten, welche nun als Stellvertreter des unsichtbaren Gottes-Königs über die Juden oft mit großer Strenge herrschten, an ihre Pflichten und an die Rechte des Volks. Aber es ging auch vielen dieser Männer, wie andern Verkündigern liberaler Ideen. Sie wurden von denen,

die durch solche Lehren ihre Macht oder ihren Vortheil auf irgend eine Weise gefährdet glaubten, gehaßt, verfolgt, und zum Theil sogar getödtet. Das Judenthum behielt daher seinem ursprünglichen Wesen nach immerfort ein illiberales Ansehn, und setzte ebendadurch die Juden mit den übrigen Völkern der alten Welt in ein feindlich abstoßendes Verhältniß.

Indessen war durch den Liberalismus jener Propheten schon ein Keim des Bessern gegeben, und es bedurfte nur einer kräftigern Erregung, um diesen Keim zur vollen Entwickelung zu bringen. Jesus trat auf und vollendete, was jene begonnen hatten — eine Erscheinung, die, auch nur rein menschlich betrachtet (weil die Geschichte sie nicht anders betrachten kann, indem sie der Dogmatik die höhere Ableitung derselben überlassen muß) zu den außerordentlichsten der Weltgeschichte gehört, da die ganze Gestalt der Menschenwelt dadurch verändert worden. Ein Mann, recht eigentlich im Staube geboren, wenn auch unter höchst bedeutungsvollen Anzeichen, nicht

habend, wo er sein Haupt hinlege, obwohl mächtig von Worten und Thaten, entblößt von wissenschaftlichen Kenntnissen und feiner Kunstbildung, aber dafür mit dem gesundesten Verstande und dem reinsten Herzen ausgestattet, bewirkt jene große Verändrung. Indem er in die Fußtapfen jener Propheten tritt, erklärt er, daß er nicht gekommen, das mosaische Gesetz und die dadurch begründete Religionsform aufzulösen, sondern zu erfüllen oder zu vervollkommnen, und wird dennoch Stifter eines neuen Bundes zwischen Gott und Menschen und somit einer neuen Religionsform, die im höchsten Sinne des Worts liberal genannt werden muß.

Nach dieser Religionsform erscheint Gott nicht mehr als ein streng gebietender und bestrafender Herrscher, sondern als ein liebender und erbarmender Vater, und sein Kultus nicht mehr als ein zerimonialer Hofdienst, sondern als eine bloße Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Das Gebot der Liebe gegen Gott und Menschen wird über alle andern gestellt, damit die Men-

schen, wie sie vor Gott als vernünftige und freie Wesen alle gleich sind und von Gott alle zu derselben Seligkeit geführt werden sollen, sich auch unter einander als Brüder, als Wesen von gleicher Natur und Bestimmung, achten und lieben. Daher treten im Christenthume die Ideen der Freiheit und der Gleichheit — diese beiden großen Ideen, die in unsrer Zeit die Welt in so lebhafte Zuckungen versetzt haben — mit einer Klarheit und Bestimmtheit hervor, daß sie gar nicht zu verkennen sind. Zwar haben sie in demselben vorerst nur eine religiose, keine politische Beziehung, weil das Christenthum zunächst ein religioses Institut ist. Allein sobald eine Idee nur einmal erst in der einen Beziehung angeregt ist, so findet sich die andre leicht hinzu. Wenn Gottes Reich nach christlicher Ansicht alle Menschen als freie und gleiche Wesen umfassen soll, so liegt der Gedanke sehr nahe, daß auch die menschlichen Reiche oder die Staaten alle ihre Bürger als freie und gleiche Wesen zu beachten und zu behandeln haben.

Sollte jedoch die Behauptung, daß die Ideen der Freiheit und der Gleichheit, wenn auch nur noch in religioser Beziehung, schon im ursprünglichen Christenthume klar und bestimmt hervortreten, jemanden auffällig sein, so dürfen wir uns desfalls auf eine der höchsten Autoritäten in der Christenheit selbst berufen, nämlich auf Seine Heiligkeit, den jetzt regierenden Papst, Pius VII. Denn als derselbe noch als Kardinal Chiaramonti Bischof von Imola war, hielt er daselbst am Weihnachtsfeste des Jahrs 1797 eine Predigt, die auch späterhin gedruckt wurde.*) In dieser höchst merkwürdigen Pre-

---

*) Das italienische Original ist uns nicht bekannt. Die französische Uebersetzung aber führt den Titel: Homélie du citoyen cardinal *Chiaramonti*, évêque d'Imola, actuellement souverain pontife, *Pie* VII, adressée au peuple de son diocèse dans la république cisalpine, le jour de la naissance de Jesus Christ l'an 1797. A Paris, 1814. 8. Der Echtheit dieser Predigt ist nie von irgend einer Seite widersprochen worden. — Ganz

digt beweist der Redner auf das klarste und bündigste, daß die zu jener Zeit in Frankreich so laut verkündigte Lehre von der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit nichts Neues, sondern schon in der Lehre des Evangeliums enthalten und mit derselben völlig übereinstimmend sei.

Wenn aber vielleicht jemand sagen sollte, Seine Heiligkeit möchte sich wohl als Bischof einer Gemeine, die zur damaligen zisalpinischen Republik gehörte, wo von Freiheit und Gleichheit eben so wie in der damaligen französischen Republik viel gesprochen wurde, nach der Weise eines klugen Redners den Umständen bequemt haben und jetzt vom heiligen Stuhle herab sich etwas anders erklären: so kann diese nicht von aller Wahrscheinlichkeit entblößte Vermuthung der Sache selbst keinen Abbruch thun. Denn es

---

neuerlich hat der Bischof von Catanzaro, Clary, ein Werk unter dem Titel: Il liberalismo christiano, nebst vier sakropolitischen Predigten herausgegeben. Der Inhalt ist uns aber nicht bekannt.

finden sich in der christlichen Kirche noch weit ältere Autoritäten derselben Art, aus einer Zeit, wo weder an die französische noch an die zisalpinische Republik gedacht wurde.

Paulus, unstreitig der geistreichste, unterrichtetste und ebendarum freisinnigste unter den ersten Verkündigern des Evangeliums, derjenige Apostel, ohne dessen weitgreifende und unermüdliche Thätigkeit der Christianismus vielleicht nur eine jüdische Sekte, wie der Pharisäismus, Sadduzäismus und Essäismus, geblieben wäre, Paulus sagt ausdrücklich im Brief an die Galater (Kap. 3, 26—28.), daß nach christlicher Ansicht kein Unterschied zwischen Juden und Heiden, Knechten und Herren, Männern und Weibern stattfinde, sondern Alle Söhne Gottes seien. Und selbst Petrus, der angebliche Vorfahr des heiligen Vaters, was will er mit dem Gesichte, das er (Apostelgesch. 11, 1 ff.) erzählt, um sich darüber zu rechtfertigen, daß er das Evangelium auch den Heiden verkündigt habe, indem ihm dadurch geoffenbart worden, daß der jüdische Un-

terschied zwischen reinen und unreinen Thieren fortan aufgehoben seyn sollte — was will er mit dieser Erzählung anders aussprechen, als die liberale Idee, daß das Christenthum unter den Menschen gar keinen wesentlichen Unterschied anerkenne, und daß ebendarum der Eine so gut wie der Andre aller Seegnungen des Christenthums würdig und empfänglich sei?

Deshalb sagt auch ein alter Kirchenschriftsteller, der die Sache des Christenthums gegen die Heiden nicht ungeschickt vertheidigte: „Wir „alle werden auf gleiche Weise oder mit denselben natürlichen Anlagen und Ansprüchen geboren; nur die Tugend unterscheidet uns." *) Und noch ausführlicher läßt sich ein Andrer darüber aus, den man seiner Beredtsamkeit wegen den christlichen Cicero genannt hat, indem er sagt: „Man darf uns Christen nicht vorwer-

*) *Minucius Felix* in Octavio cap. 37: Omnes pari sorte nascimur; sola virtute distinguimur.

„sen, daß bei uns Arme und Reiche, Knechte „und Herren sind; denn dieß macht bei uns kei„nen Unterschied. Wir nennen uns doch Brü„der, weil wir uns alle für gleich halten.“ *)

Vermöge dieser liberalen Ansichten sprachen auch die ersten Christen mit der größten Freimüthigkeit zu den römischen Kaisern und andern obrigkeitlichen Behörden. So sagt ein schon oben (Seite 27.) angeführter Kirchenschriftsteller zum Kaiser und zum Senate: „Nicht schreiben wir „an Euch, um Euch zu schmeicheln und um „Gnade zu erflehen, sondern um zu fodern, daß

---

*) *Lactantius* in institutt. lib. V. cap. 15: Dicet aliquis: Nonne sunt apud vos alii pauperes, alii divites, alii servi, alii domini? nonne aliquid inter singulos interest? Nihil; nec alia causa est, cur nobis invicem fratrum nomen impertiamus, nisi quia pares esse nos credimus. Und nachdem er diesen Gedanken weiter entwickelt hat, setzt er noch hinzu: Apud Deum tamen virtute discernimur, et tanto quisque sublimior est, quando justior. Ferner: Justitia est, parem se etiam minoribus facere.

„Ihr unsre Sache genau und vernünftig unter-
„sucht, und nicht nach vorgefaßter Meinung oder
„nach bloßem Gerüchte, nicht aus Gefälligkeit
„gegen abergläubige Menschen oder aus unver-
„nünftigem Hasse urtheilt. Denn es kann uns
„nichts Uebles begegnen, wenn wir nicht des
„Bösen überführt werden. Ihr könnt uns wohl
„tödten, aber nicht schaden.“ *) — Ebenso gehorchten zwar die ersten Christen den heidnischen Kaisern in allen weltlichen Dingen und gerechten Foderungen, weil ihnen von Jesus gesagt war:
„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und
„Gotte, was Gottes ist!“ — und von Pau-

---

*) *Justini Martyris* apologia I. §. 2.: Ου κολακευσοντες ὑμας δια τωνδε των γραμματων, ουδε προς χαριν ὁμιλησοντες, αλλ᾽ απαιτησοντες κατα τον ακριβη και εξετασικον λογον την κρισην ποιησασθαι, προσεληλυθαμεν, μη προληψει μηδ᾽ ανθρωπαρεσκειᾳ τῃ δεισιδαιμονων κατεχομενους, η αλογῳ ὁρμῃ, και χρονιᾳ προκατεχηκυιᾳ φημῃ κακῃ, την καθ᾽ ἑαυτων ψηφον φεροντας. Ἡμεις μεν γαρ προς ουδενος πεισεσθαι τι κακον δυνασθαι λελογισμεθα, αν μη κακιας εργαται ελεγχωμεθα η πονηροι διεγνωσμεθα· ὑμεις δε, αποκτειναι μεν δυνασθε, βλαψαι δ᾽ ου.

lus: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Ge„walt über euch hat! denn die Obrigkeit ist von „Gott geordnet“ — aber sie wollten auch, eingedenk des anderweiten Gebots, Gott mehr als Menschen zu gehorchen, den Kaisern durchaus nicht opfern und andre Ehrenbezeigungen, wie sie die Heiden ihren vergötterten Fürsten darbrachten, erweisen. Daher sagte der Bischof von Antiochien, Theophilus: „Den König will „ich wohl ehren und für ihn beten, aber nicht „ihn anbeten. Denn ich weiß, daß er kein Gott, „sondern ein Mensch ist, den Gott über Andre „gesetzt hat, nicht um angebetet zu werden, son„dern um gerecht zu richten.“ *)

Daß nun die liberalen Ideen, welche das Christenthum, sowohl unmittelbar in Bezug auf

*) *Theophili Antiocheni* ad Autolycum lib. I. §. 11: *Τιμησω τον βασιλεα* (so nannte man griechisch auch die Kaiser), *ȣ προςκυνων αυτῳ, αλλα ευχομενος ὑπερ αυτȣ· . . . θεος γαρ ȣκ εςιν, αλλα ανθρωπος ὑπο θεȣ τεταγμενος, ȣκ εις το προςκυνεισθαι, αλλα εις το δικαιως κρινειν.*

religiose, als mittelbar in Bezug auf politische Gegenstände, in seinem Schooße hegte und unter Juden und Heiden verbreitete, weder den damaligen Priestern noch den damaligen Machthabern gefielen, war sehr natürlich. Das Bestehende, woran sich ihr Interesse einmal geknüpft hatte, war dadurch zu stark bedroht. Darum ward der Stifter des Christenthums selbst auf das Schmählichste hingerichtet als ein Mensch, welcher volksverführerische Umtriebe mache und nichts Geringeres im Sinne habe, als sich gegen den römischen Kaiser zu empören und sich zum Könige der Juden aufzuwerfen. Vergebens versicherte Jesus, sein Reich sei nicht von dieser Welt; es sei ihm nur um Verbreitung der Wahrheit zu thun. „Was ist Wahrheit?" fragte ihn höhnisch der römische Landpfleger Pilatus, der gleich vielen Staatsmännern Forschungen nach Wahrheit für schulfüchsisch oder gar für gefährlich halten mochte. Als er aber gleichwohl keine wirkliche Schuld an dem hart Beklagten fand und ihn daher nach einer in seinen Augen mäßi-

gen und billigen Züchtigung für unkluges Benehmen losgeben wollte, so sagten die Ankläger drohend: „Lässest du diesen los, so bist du nicht „des Kaisers Freund" — eine für einen solchen Mann so furchtbare Drohung, daß er, um ja nicht in Ungnade zu fallen, lieber einen Unschuldigen hinrichten ließ.

Gleiches Schicksal hatten auch die meisten Apostel und viele Tausende von Christen in den ersten Jahrhunderten, weil man die wunderliche Meinung hegte, liberale Ansichten und Gesinnungen ließen sich am besten durch Kerker und Blutgerüste vertilgen. Es geschah' aber auch hier, was immer geschehen ist und ewig geschehen wird. Je mehr man das Christenthum verfolgte, desto mehr Anhänger fand es und desto mehr verbreitete es sich in der ganzen gebildeten Welt jener Zeit, weil sie sich einmal nach etwas Besserem sehnte; und wo es nicht frei und öffentlich hervortreten durfte, da zog es sich ins Verborgne zurück und wirkte hier mit verdoppelter Kraft. Da warf man nun den Christen

wieder vor, daß sie geheime, durch die Gesetze verbotene, Zusammenkünfte hielten und gegen den Staat sich verschwüren, ungeachtet eben die Gewalt jenes Geheimthun veranlaßt hatte. *)

Das Christenthum errang endlich troz allen Bedrückungen und Verfolgungen seiner Anhänger den vollständigsten Sieg über Heidenthum und Judenthum; es wurde selbst zur Staatsreligion erhoben. Allein es schien, als sei damit auch der liberale Geist von ihm gewichen. Aus dem Bedrückten und Verfolgten ward ein Bedrücker und Verfolger. Ja, was noch seltsamer, die

*) Origenes in seiner Schrift gegen den Celsus, einen heftigen Widersacher des Christenthums, vertheidigt (B. 1. S. 4 ff. nach der Ausgabe von Spencer: Cambridge, 1677. 4.) die Christen sehr gut gegen diesen Vorwurf, und sagt unter andern Da man es nicht für Unrecht halte, sich gegen Tyrannen zu verschwören, so würd' es auch den Christen nicht zu verdenken sein, wenn sie sich gegen ihre ungerechten Bedrücker verschwüren; ihre Zusammenkünfte hätten jedoch einen ganz andern Zweck u. s. w.

Christen bedrückten und verfolgten nun einander selbst, weil nicht Alle derselben Meinung in Religionssachen waren. Da kämpfte Meinung mit Meinung, aber nicht durch Gründe, sondern durch Gewaltstreiche, weil man es bequemer fand, den Gegner zu erlegen, als zu widerlegen.

Es erhob sich aber mitten in diesem Meinungskampfe, zum Theil auch durch denselben, weil man oft dabei an den Bischofsstuhl in Rom appellirte, eine Priesterherrschaft, dergleichen die Welt noch nicht gesehen hatte, weder in diesem Umfange, noch in dieser Gräßlichkeit. Die Bischöfe in Rom (welche Stadt noch immer als die Hauptstadt des Römerreiches galt, obwohl Konstantinopel als Sitz des oströmischen, nachher griechischen Kaiserthums, mit ihr wetteiferte) gaben nämlich vor, sie seien die leibhaftigen Stellvertreter Christi und Nachfolger Petri, untrüglich in ihren Aussprüchen über Religions- und Kirchensachen, haltend in ihren Händen die Schlüssel zum Himmel und zur Hölle. Sie setzten sogar eine dreifache Krone auf ihr Haupt, an-

deutend, daß sie nicht bloß über Himmel und Hölle, sondern auch um so viel mehr über die Erde oder alle weltlichen Reiche zu gebieten hätten, daß sie daher Kaiser und Könige absetzen, deren Unterthanen vom Eid der Treue entbinden und deren Länder verschenken könnten, an wen sie wollten. Sie legten sich selbst zugleich ein gutes Stück von Italien als ein besondres Reich unter dem Titel eines Erbtheils Petri zu, ungeachtet dieser Apostel weder dort noch sonst wo auch nur ein Landgut besessen hatte. Sie schufen überdieß eine neue Art von stehenden Truppen in allen ihrer geistlichen Herrschaft unterworfenen Ländern, indem sie Mönchsorden stifteten und überall Klöster für diese Orden anlegen ließen, auch den Priestern die den Laien als ein Sakrament empfohlne Ehe als etwas Unheiliges verboten, damit dieselben, von allen bürgerlichen Banden befreit, einzig und allein dem Dienste des Oberhirten sich weihen möchten. Den Laien aber entzogen sie nicht nur, des Herrn Abendmal verstümmelnd, den Kelch, sondern auch so-

gar die Bibel, und verwiesen sie statt dieser echten Quelle der Wahrheit an den trüben Sumpf der Ueberlieferung, damit sie alles glauben und thun möchten, was ihnen zu glauben und zu thun befohlen würde. So erfanden sie endlich auch oder genehmigten eine Menge neuer, besonders einträglicher, Dogmen und Gebräuche, an welche weder Jesus noch die Apostel noch die Kirche überhaupt in den ersten Jahrhunderten gedacht hatten, wie die Lehren von der Transsubstanziazion, vom Fegefeuer und vom Ablasse, den Bilderdienst, die Wallfahrten, das Meßopfer und die Seelenmessen, nebst vielem Gepränge, wodurch der christliche Kultus, der eigentlich nur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit sein sollte, in einen wirklich heidnischen Gottesdienst verwandelt wurde. Wer aber nicht glauben und thun wollte, wie diese gewaltigen Priesterfürsten vorschrieben, der ward von ihnen in den Bann gethan und wohl gar an Leib und Leben gefährdet, während viele von ihnen selbst in Pracht und Ueppigkeit ein höchst ärgerliches Leben führten

und wohl gar einander selbst bekriegten, wenn etwa zwei oder drei solcher Priesterfürsten auf einmal erstanden und sich um das Kirchenregiment stritten.

Wahrlich eine härtere Tyrannei und einen schändlichern Misbrauch des Heiligen hatte die Welt noch nicht erlebt. Der ursprüngliche so liberale Geist des Christenthums war ganz verschwunden; er zeigte sich etwa nur noch in milden Stiftungen, die jedoch von der Hierarchie meist auch nur zum eignen Vortheile benutzt und daher der frommen Einfalt unter unzähligen Titeln abgedrungen wurden, um Güter auf Güter zu häufen.

Im weltlichen Regimente und im bürgerlichen Leben sah' es eben nicht tröstlicher aus. Denn ein übermüthiger und unwissender, in beständige Fehden verwickelter Lehnsadel bot den Fürsten Troß und beraubte die Unterthanen, die mehr Sklaven als Bürger waren, im Frieden wie im Kriege. Nur spät erst bildete sich in den Städten ein Mittelstand und ein freieres Bürgerthum

aus. Wissenschaft und Kunst aber konnten in diesem Zustande der Dinge dem Geiste keinen Ersatz bieten. Denn jene war fast ganz zur dürren und spitzfindigen Scholastik herabgesunken, und diese gefiel sich meist in Frazzen und Schnörkeln. *)

---

*) Man sage nicht, daß dieses Gemälde des sogenannten Mittelalters zu düster gehalten sei. Das Mittelalter hat wohl im Einzeln auch manches Große und Herrliche geleistet; und wenn von einer Geschichte des Mittelalters überhaupt die Rede, so soll dieß nicht geleugnet, sondern dankbar anerkannt werden. Aber hier sprechen wir vom Liberalismus; und von diesem war doch wohl im Mittelalter wenig oder nichts anzutreffen. Denn auf das romantisch ausgemalte Ritterwesen mit seiner Galanterie gegen das schöne Geschlecht wird man sich wohl hier nicht berufen wollen; die Inquisizion, nach Llorente's kritischer Geschichte derselben, das illiberalste Institut des Mittelalters, eine wirkliche Ausgeburt der Hölle, deren Schrecknisse man gleichsam antizipirte, um jede liberale Idee im Keime zu ersticken, möchte schwerlich zu irgend einer andern Zeit solche Aufnahme gefunden haben. Darum, wegen dieses Mangels an Liberalismus, werfen eben

Glücklicher Weise beschäftigten sich jedoch die Mönche in den Klöstern, wenn nicht aus Liebe zur Wissenschaft, wenigstens aus langer Weile und zur Pönitenz, mit dem Abschreiben alter Bücher, und erhielten dadurch manches klassische Werk des Alterthums. Als nun nach der Zerstörung des griechischen Kaiserthums durch die Türken griechische Gelehrte nach Italien flüchteten, noch mehr solcher Werke mit herüberbringend und deren Verständniß, so gut sie es selbst vermochten, eröffnend — als man die Kunst erfunden, durch eine Menge beweglicher Buchstaben Schriften ins Unendliche zu vervielfältigen und im weitesten Umfange zu verbreiten — als man endlich auch mittels des Kompasses den Weg nach Amerika und nach Ostindien gefunden und der Blick der Europäer sich durch Entdeckung

---

Manche so sehnsüchtige Blicke dorthin und wünschen die Herstellung jener alten, wie sie sagen, guten Zeit — ein Wunsch, dessen Erfüllung freilich unter die reinen Unmöglichkeiten gehört.

neuer Länder und Völker erweitert hatte: da erwachte die christliche Menschheit wie aus einem langen Schlummer, und der liberale Geist des klassischen Alterthums rief den liberalen Geist des ursprünglichen Christenthums wieder ins Leben zurück. Man foderte allgemein eine Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern, weil man fühlte, daß das Bestehende die religiosen Bedürfnisse des menschlichen Herzens nicht mehr befriedigte.

In dieser Stimmung der Gemüther trat ein frommer, aber im Vertrauen auf Gott und seine gerechte Sache zugleich kühner Mönch, Martin Luther, auf und vollendete, was Wiklef, Huß u. A. schon, wiewohl minder glücklich, begonnen hatten. Er berührte mit seiner Feder von Wittenberg aus die dreifache Krone in Rom, daß sie dem Haupte des Papstes schier zu entfallen schien. Er predigte gegen den Ablaß und andre den Christen unerträglich gewordene Misbräuche der Kirchengewalt. Er übersetzte die Bibel und machte so dem Volke die Quelle der

Wahrheit wieder zugänglich. Da fiel es den Leuten wie Schuppen von den Augen; man staunte über den groben Betrug und das schreiende Unrecht; und ein gut Theil der Christenheit sagte sich los von der Herrschaft des Papstes.

So ward die Kirche hier mehr dort weniger reformirt, und so erzeugte sich durch diese Reformazion ein religioser Liberalismus, den man späterhin Protestantismus, als Gegensatz des Katholizismus, genannt hat. Denn das Wesen des Protestantismus besteht nicht sowohl in Lehren und Gebräuchen, wie gar Viele meinen, sondern vielmehr in dem Grundsatze: Die christliche Kirche ist keine Zwangsgesellschaft unter einem sichtbaren Oberhaupte, sondern eine freie Gemeinschaft der Gläubigen, die nur Gott als ihr unsichtbares Oberhaupt anerkennt. Freiheit der Schrifterklärung und Freiheit der Prüfung — nach dem eignen Gebote der Schrift: „Prüfet alles und behaltet das Gute!" — ist demnach die Losung des Protestantismus; und

mit dieser Freiheit ist nothwendig verbunden die Idee, daß alle Kirchenglieder als solche einander gleich sind, mögen sie übrigens ein Lehramt in der Kirche verwalten oder nicht, Priester oder Laien genannt werden. Ja der Protestantismus hat nicht einmal ein eigentliches Priesterthum. Denn er kann keinen Menschen als ausschließlichen oder privilegirten Spender göttlicher Gnaden anerkennen, kann ihn nicht als eine Mittelsperson betrachten, deren man sich bedienen müßte, um sich Gott mit Vertrauen nahen zu dürfen. Der Protestantismus hat also nur Religionslehrer und Kultusverwalter, die wohl an Kenntniß und Tugend Andern vorleuchten mögen, aber kein Recht haben vorzuschreiben, was man glauben oder nicht glauben soll — aus dem sehr einfachen Grunde, weil überhaupt kein Mensch in der Welt ein so widersinniges Recht hat und haben kann.

Wie nun die Auflösung eines alten gesellschaftlichen Bandes immer schmerzlich und mit gewissen Nachtheilen verbunden ist, so war es

auch hier der Fall. Es geschahe durch die Reformazion ein großer Riß in der abendländischen Christenheit — denn die morgenländische bestand schon längst für sich — und dieser Riß hatte allerdings manche traurige Folge. Aber saget selbst, ihr, die ihr nicht aufhört, darüber zu jammern: Wer war eigentlich Schuld daran? Die, welche eine Verbesserung der Kirche foderten? Oder die, welche sie hartnäckig verweigerten? Es ist ja notorisch, daß jene Foderung lange vor der Reformazion des sechzehnten Jahrhunderts gemacht, aber nimmer befriedigt wurde; notorisch, daß die Urheber dieser Reformazion sich nicht von der alten Kirche trennen wollten; notorisch, daß sie sich erst dann trennten, als man auch das Kleinste und Billigste verweigerte, unbedingten Widerruf und unbedingte Unterwerfung heischte, und, da jene dieß um Gottes und des Gewissens willen nicht gewähren konnten, sie in den Bann that und von der Kirche ausstieß. Noch einmal also: Wer ist Schuld an dem Risse?

Doch die Mutter konnt' es nicht verschmerzen, daß die Tochter von ihr geschieden; sie gab sich alle mögliche Mühe, diese in ihren Schooß zurückzuführen. Leider brauchte sie dazu die illiberalsten und ebendarum untauglichsten Mittel. Sie wollte nicht überzeugen, sondern nur überreden, nicht belehren, sondern nur beherrschen, nicht mit Freiheit aufnehmen, sondern mit List oder Gewalt unterjochen. Sie stiftete sogar einen neuen Mönchsorden, der recht eigentlich darauf ausging, das Werk der Reformazion zu vernichten, und sich zwar eine Gesellschaft Jesu nannte, aber wohl eine ganz andre Bezeichnung erhalten müßte, da er nicht vom Geiste Jesu, sondern nur vom bösen Geiste getrieben wurde. *) Eben dieser böse Geist erregte auch jenen Kriegs-

*) Wenn das, was die Klagen des Königs von Portugal und andrer Fürsten über diesen Orden besagen, so wie das, was der unlängst erschienene Katechismus der Jesuiten enthält, auch nur zur Hälfte wahr ist, so wird man obige Behauptung nicht zu hart finden.

brand, der dreißig Jahre (1618—1648) dauerte, viele Länder, Städte und Dörfer verheerte, und am Ende doch kein andres Resultat gab, als daß man sich müsse vertragen lernen. Der westphälische Friede sankzionirte also förmlich das Prinzip der Religions-Freiheit und Gleichheit, wenigstens insofern, als er dem Protestantismus, der eben auf diesem Prinzipe ruhete, neben dem Katholizismus auch in staatsbürgerlicher Hinsicht festen Bestand gab.

Seitdem hat zwar der Kampf des Liberalismus und des Antiliberalismus in Religionssachen nicht aufgehört; vielmehr hat man nicht nur in der katholischen Kirche noch Ketzer genug verurtheilt, eingekerkert, oder gar verbrannt, sondern man hat auch in der protestantischen Versuche gemacht, die so schwer errungene Glaubens- oder Gewissensfreiheit zu beschränken, indem Manche in dieser Kirche ebenfalls eine so feste Glaubensform einführen wollten, daß jede Abweichung davon als ein schweres Verbrechen hätte erscheinen müssen. Allein man führt doch keine

Kriege mehr um bloßer Glaubensartikel willen; man lernt sich doch gegenseitig immer mehr dulden; und es regt sich selbst in der katholischen Kirche ein freierer Geist der Untersuchung, der unter dem Namen des reinen Katholizismus das Bessere geltend zu machen sucht. Die Inquisizion ist entweder ganz aufgehoben oder, wo sie noch besteht, weit milder geworden, so daß an wirkliche Feuer-Autodafés nicht mehr zu denken ist, so gern auch vielleicht noch dieser oder jener seine Augen daran ergötzen möchte; und der Jesuiterorden, obgleich wieder hergestellt, findet doch in der Zeit keinen festen Haltungspunkt mehr, und wird daher seine vorige Bedeutsamkeit nie wieder erlangen. Die proselytenmacherischen Umtriebe aber, die zuweilen noch den Frieden stören, werden auch nach und nach verschwinden, je mehr sie an das Licht hervorgezogen werden; denn das Licht können solche Dinge nun einmal nicht vertragen. *)

*) Vergl. des Verfassers Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherei durch eine

Dagegen ist der Kampf des Liberalismus und des Antiliberalismus in Ansehung politischer Gegenstände in neuern Zeiten um so heftiger geworden. Dieser Kampf wurde vorzüglich von England aus angeregt. Hier stehen seit langer Zeit Whigs und Torys einander gegenüber. *)

---

merkwürdige Bekehrungsgeschichte (Leipzig, 1822. 8.) Daß diese Bekehrungsgeschichte keine neue, sondern eine alte sei, hat man zwar dem Verf. als einen Fehler bei seiner Darstellung angerechnet; allein er hat auch schon im Intelligenzblatte der Leipz. Lit. Zeit. d. J. (Nr. 217) darauf geantwortet: „Alt „oder neu — darauf kam es nicht an; denn der „proselytenmacherische Geist ist heute noch derselbe, „der er vor hundert Jahren war. Es kam aber „hauptsächlich darauf an, 1. eine sattsam beglau„bigte, 2. eine recht belehrende und warnen„de, und 3. eine keinen lebenden Menschen „kompromittirende Geschichte zu geben. Diese „drei Eigenschaften vereinigt keine mir bekannte Be„kehrungsgeschichte in dem Grade, als die bezeichnete. „Darum wurde sie allen übrigen, besonders aber allen „neuern, vorgezogen."

*) Diese beiden Namen (deren jener, schottischen Ur=

Jene leiten die königliche Gewalt von dem ursprünglichen Volkswillen ab und legen daher dem

---

sprungs, einen kleinen Hut, wie sonst die schottischen Puritaner trugen, dieser aber, irischen Ursprungs, einen Räuber bedeutet, so daß beide anfänglich als Schimpf- oder Spitznamen galten, nachher aber zu Ehren kamen und von den Parteien selbst angenommen wurden, wie der Name der Protestanten) entstanden zwar erst unter Karl I., die damit bezeichneten Parteien aber bildeten sich schon unter seinem Vater Jakob I., und wohl noch früher. Sie hatten übrigens auch verschiedne kirchliche Ansichten, indem die Torys sich streng an die in England herrschende bischöfliche Kirche und deren Grundsätze hielten und die Puritaner, obwohl auch Protestanten, mehr als die Katholiken haßten, die Whigs aber in dieser Hinsicht liberaler und toleranter dachten. Doch war dieß nicht bei allen Torys und Whigs der Fall, da die Menschen nicht immer konsequent sind, so daß manche kirchliche Torys politische Whigs und umgekehrt waren. Jetzt hört man zwar die Namen seltner, aber die Verschiedenheit der damit bezeichneten Ansichten oder Parteien besteht noch immer in (wie auch außer) England, besonders in politischer Beziehung, von welcher Seite wir sie hier vorzugsweise betrachten.

Volke nur die Verbindlichkeit zu einem durch die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs jener Gewalt bedingten Gehorsam auf. Darum behaupten sie auch, daß durch die Revoluzion vom J. 1688 mit Recht die Stuarts wegen Misbrauchs der Gewalt von der Thronfolge ausgeschlossen und diese auf eine andre Familie übergetragen worden. Die strengen Torys hingegen leiten die königliche Gewalt unmittelbar von Gottes Willen (nach der Idee eines göttlichen Rechts der Fürsten) ab, fodern daher einen ganz unbedingten Gehorsam von Seiten der Unterthanen gegen jene absolute Gewalt. Sie mußten folglich auch, wenn sie konsequent sein wollten, jene Verändrung der Thronfolge für unrechtmäßig, mithin die jetzt regierende Familie (wenigstens so lange noch ein Stuart lebte) für illegitim erklären. Doch haben die Torys in neuern Zeiten von der Strenge ihrer Grundsätze sehr nachgelassen, und die Whigs sind auch gemäßigter worden, wie denn überhaupt die fanatische Wuth, mit welcher sonst beide Parteien einander bekämpften, ganz verschwunden ist.

Die der Volksfreiheit so günstige brittische Staatsverfassung hat die Parteien zwar nicht aufgehoben, aber doch einander genähert; und wenn das brittische Ministerium sich entschließen wollte, einige zeitgemäße Reformen dieser Verfassung (besonders in Ansehung der mangelhaften Volksvertretung sowohl im Oberhause, wo kein katholischer Pair Sitz und Stimme hat, als im Unterhause, wo die volkreichsten Städte keinen Repräsentanten haben, während verfaulte Flecken repräsentirt werden) auf dem gesetzmäßigen Wege einzuführen: so würd' es dort auch keinen Radikalismus geben, wenigstens nicht unter den gebildetern Ständen. Denn im Ganzen kann man wohl behaupten, daß die in England herrschende politische Denkart ein moderater Liberalismus ist; und wenn sich diese Denkart nicht in allen Beziehungen (z. B. in der Sache der Griechen, die doch auch dort ihre Vertheidiger hat) wirksam beweist, so darf man nicht vergessen, daß bei einem Handelsvolke das Merkantilinteresse leicht alle andern Rücksichten überwiegt. Daher

ist auch das dortige Handels- und Zollsystem allerdings sehr illiberal. *)

Aus England zog der Liberalismus über das atlantische Meer hinüber in die nordamerikanischen Kolonien, in welchen sich besonders viele der herrschenden Kirche nicht zugethane Engländer niedergelassen hatten. Diese Anglo-Amerikaner machten aber von den Grundsätzen der Freiheit eine Anwendung, welche dem Mutterlande eben nicht gefallen konnte. Durch zu schwere Auflagen

---

*) Die Idee einer allgemeinen Handelsfreiheit gehört unstreitig mit zu den liberalen Ideen, und ist daher auch in unsern Zeiten von vielen Schriftstellern in Schutz genommen worden. Gleichwohl haben unlängst in der französischen Deputirtenkammer mehre Deputirte von der linken Seite, die sich doch gleichsam par excellence liberal nennt, für sehr harte Beschränkungen der Handelsfreiheit gegen benachbarte Staaten gestimmt — ein neuer Beweis, wie inkonsequent die Menschen oft sind. Diese Inkonsequenz rührt aber meistens von gewissen egoistischen Rücksichten her. Das besondre Interesse überwiegt dann das allgemeine.

und zu beschränkende Handelsgesetze, wie sie meinten, vom Mutterlande bedrückt, sagten sie sich von demselben los und erklärten sich selbst für einen unabhängigen Freistaat. Aller Anstrengungen von Seiten Englands ungeachtet, jene Kolonien in Unterwürfigkeit zu erhalten, siegte doch das Naturgesetz, welches mündig gewordnen Kindern ein selbständiges Dasein verbürgt. Der Liberalismus fand daher in Amerika einen Boden, der ihm sehr gedeihlich war. Die Idee der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit ward hier zum förmlichen Staatsgesetz erhoben, und bei den ungeheuern Fortschritten, die der junge Staat in so kurzer Zeit in Ansehung der Bevölkerung, des Land- und Seewesens, des Wohlstandes und des Ansehens unter allen gebildeten Völkern gemacht hat, kann man wohl nicht sagen, daß jene Idee für diesen Staat unheilbringend gewesen. Ob sie es künftig noch sein werde, kann man freilich nicht wissen; es aber zu vermuthen oder gar bestimmt vorauszusagen, ist vor der Hand kein zureichender Grund gegeben.

An dem Kampfe zwischen England und seinen nordamerikanischen Kolonien nahmen auch andre europäische Mächte Theil, besonders Frankreich, nicht eben aus Freiheitsliebe, sondern vielmehr aus Schadenfreude. Man war eifersüchtig auf Englands Größe und Macht, die seit Elisabeth reißend angewachsen, und wollte sie dadurch herunterbringen, daß man die Kolonien in ihrem Kampfe gegen das Mutterland unterstützte. Das war unklug in doppelter Hinsicht. Einmal gab man dadurch den eignen Kolonien ein schlimmes Beispiel; denn diese konnten leicht so schließen: „Wenn unser Mutterland fremde Kolonien „in ihrem Versuche, sich von ihrem Mutterlande „unabhängig zu machen, unterstützt, so muß es „doch diesen Versuch billigen, und so dürfen wir „bei günstiger Gelegenheit wohl auch einmal denselben Versuch wagen.“ Und daß sie wirklich so geschlossen, beweist das heutige Streben aller amerikanischen Kolonien nach einem selbständigen Dasein — ein Streben, das unfehlbar gelingen wird, wie sehr auch die Mutterstaaten ihre Kräfte

erschöpfen mögen, um jene zur Unterwürfigkeit zurückzubringen. *) Sodann sogen die Krieger, die man den Nordamerikanern zu Hülfe schickte,

---

*) Es ist wirklich zu verwundern, daß Spanien und Portugal in dieser Hinsicht sich noch mit einiger Hoffnung schmeicheln und um dieser schimärischen Hoffnung willen sich noch mit vergeblichen Kraftanstrengungen abmühen können, während sie zu Hause alle Hände voll zu thun haben, ihre eignen Angelegenheiten, besonders ihre zerrütteten Finanzen, zu ordnen und sich gegen fremde Einmischungen zu behaupten, da das weit mächtigere England in einem ruhigen und blühenden Zustande beim Kampfe mit seinen Kolonien unterlag, wiewohl es am Ende nicht einmal dadurch einen wesentlichen Verlust erlitten. Es ist dieß aber auch ein neuer Beweis, daß die Staaten durch die Geschichte nicht gewitzigt werden, sondern immer wieder in dieselben Fehler verfallen. Brasilien sagte unlängst zu Portugal: „Ich bedarf „deiner nicht, wohl aber du meiner; du mußt also „meine Freundschaft nachsuchen.“ Die Wahrheit dieser Rede springt aller Welt in die Augen. Und doch beschließen die portugiesischen Kortes, die unerreichbaren Urheber dieser Erklärung zu bestrafen! Ist dieß nicht eine Art von Wahnsinn?

natürlich dieselben Grundsätze ein, die dort eben obenauf schwammen und deren Vertheidigung ihnen gleichsam von Staats wegen übertragen war. Sie brachten also auch dieselben mit nach Hause und verbreiteten sie hier weiter.

In Frankreich fanden nun dieselben den gedeihlichsten Boden, wiewohl sie auch hier zugleich auf eine furchtbare Weise ausarteten. Der französische Liberalismus ward zum ausgelassensten Libertinismus, nicht nur in moralisch-religioser, sondern auch in politischer Hinsicht. Diese Erscheinung erklärt sich leicht auf folgende Weise. Voltaire und andre leichtfertige Schriftsteller seiner Zeit hatten schon längst, indem sie den Aberglauben bekämpfen wollten, den Unglauben gepredigt und durch ihre laxe Moral, die nur den eignen Vortheil oder Genuß zum obersten Zwecke des Handelns machte, selbst die Grundsätze der Sittlichkeit erschüttert. Schlaffheit und Lüderlichkeit, kaum noch durch den Mantel einer feinen Gesittung und eines gefälligen Anstandes verhüllt, herrschte fast durchaus in den höhern

Kreisen der Gesellschaft und hatte schon zum Theil auch die niedern angesteckt. Da konnt' es nun nicht fehlen, daß, als schlechte Staatsverwaltung und dringende Geldverlegenheit in einer berathenden und nachher gesetzgebenden Versammlung Hülfe suchten, eine Revoluzion entstand, welche alles umkehrte und zur größten Zügellosigkeit führte. Die Ideen der Freiheit und der Gleichheit wurden so falsch verstanden und so verkehrt angewandt, daß der Liberalismus zum Jakobinismus und Sankülottismus herabsank, daß nichts Bestehendes mehr geschont und selbst das Heilige mit Füßen getreten wurde. Diesen Sturm zu beschwören, trat ein glücklicher Krieger auf, der selbst vorher dem ausgelassensten Liberalismus ergeben war, nachher aber sich auf die Seite des Antiliberalismus mit so weniger Mäßigung warf, daß er endlich selbst in diesem Kampfe unterging. *) Nach dessen Untergange bekam der ge-

*) Es wird erzählt, Napoleon habe zuletzt selbst er- und bekannt, daß ihn eigentlich die liberalen Ideen

mäßigte Liberalismus durch die von Ludwig 18. bewilligte Charte in Frankreich wieder die Oberhand, wenigstens eine politische Gewährleistung. Allein es fanden sich bald Leute, welche noch royalistischer als der König selbst sein wollten und daher meinten, er habe in der Güte seines Herzens und aus Dankbarkeit wegen seiner unbehinderten Wiederaufnahme seinem Volke zu viel bewilligt. Sie suchten daher durch Deuteleien und andre Kunstgriffe (besonders durch sogenannte Ausnahmegesetze, die eigentlich gar keine Gesetze sind) dem Volke so viel als möglich wieder abzudringen. Und so sehen wir im heutigen Frank-

---

gestürzt hätten. Das mag wohl wahr sein. Wenn man aber in der Geschichte über das unter gewissen Bedingungen Mögliche urtheilen darf, so darf man vielleicht auch sagen: Napoleon würde, wie mancher andre Despot, sein Leben ruhig auf dem Throne beschlossen haben, wenn er nur seinen Ehrgeitz und seine Eroberungssucht zu mäßigen gewußt hätte. Aber freilich wäre dann auch Napoleon nicht Napoleon gewesen.

reich wieder den Liberalismus und den Antiliberalismus so hartnäckig mit einander kämpfen, daß viele politische Wetterpropheten behaupten wollen, das Staatsschiff gehe neuen Revoluzionsstürmen mit vollen Segeln entgegen.

Wie Spanien und Portugal, Neapel und Piemont, im gleichen Konflikte der Ansichten und Bestrebungen begriffen, dasselbe Revoluzionsspiel, welches in Frankreich gespielt worden, mit mehr oder weniger Kraft wiederholt haben, ist zur Gnüge bekannt. Während es aber in den letzten beiden Staaten — ungeachtet des weit verbreiteten Karbonarismus, der im Grunde auch nur ein vom glühenden Sirokko italienischer Naturen mit giftigen Dünsten überladner Liberalismus ist — schnell unterdrückt wurde, geht es in den ersten beiden seinen Gang ungehindert fort (wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, wo dieß geschrieben ward — nämlich im Anfange des Kongresses zu Verona). Aber auch hier scheint es, als wenn die Liberalen, durch den Widerstand ihrer Gegner gereizt, immer überspannter würden.

Ob also das Ende vom Liede dasselbe, wie in Frankreich oder gar wie in Neapel und Piemont, sein werde, muß die Zeit lehren. Da indessen die Natur die Mannichfaltigkeit liebt und dasselbe selten zweimal geschieht, so ist auch höchst wahrscheinlich, daß, wie die Charaktere jener Völker verschieden sind, so auch ihre politischen Umwälzungen einen verschiednen, vielleicht ganz unerwarteten, Ausgang nehmen werden.

In den übrigen Ländern Europa's ist zwar der Liberalismus auch, hier mehr dort weniger, verbreitet. Allein er hat sich bis jetzt in denselben weit ruhiger und besonnener gezeigt, und selbst in Deutschland, wo die Freiheitsliebe von Alters her heimisch ist und den liberalen Ideen leichtern Eingang als anderswo verschafft hat, wo daher auch Viele einen verborgnen Revoluzionsheerd wittern wollten, hat sich bei genauerer Untersuchung nichts der Art gefunden. Wenigstens beweisen die Akten der Untersuchungskommission in Mainz, soweit dieselben dem Publikum vorliegen, zur Gnüge, daß es zwar einzele

Schwindelköpfe unter uns giebt, die, vom Ultraliberalismus hingerissen, allerlei sonderbare Reden geführt oder bedenkliche Schritte gethan haben; aber von solchen Reden oder Schritten bis zu einer Revoluzion ist eine gewaltige Kluft, die auch bei der Zerstückelung Deutschlands in eine Mehrheit von größern und kleinern Bundesstaaten von keinem Menschen in der Welt ausgefüllt werden kann. Daher ist auch das, was neuerlich ein ehemaliger Stiftskapitular von einer akademischen Verschwörung in Deutschland gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum — einer Verschwörung, die sich sogar bis tief in Asien und Afrika hinein erstrecken soll — erzählt hat, so ungereimt, daß es nothwendig in sich selbst zerfällt. *)

---

*) Vergl. des Verfassers Appellazion an den Richterstuhl der öffentlichen Meinung in Sachen des Herrn Stiftskapitulars Fabricius gegen die deutschen Gelehrten, betreffend deren angebliche Verschwörung. Leipzig, 1822. 8. Der Verf. hatte am Ende dieser

Was endlich die Türkei, diesen in mehr als einer Hinsicht faulen Fleck von Europa, betrifft, so kann eigentlich in einem Lande, wo der barbarischeste Despotismus mit bleiernem Zepter regiert, von liberalen Ideen gar nicht die Rede sein. Auch ist der Kampf zwischen Türken und Griechen nichts weniger als ein Kampf zwischen Liberalismus und Antiliberalismus; es ist vielmehr ein Kampf der Verzweiflung eines niedergetretenen Volks mit einem andern Volke, das in seiner Brutalität gar keinen Begriff vom Bürgerthume oder von einem rechtlichen Gemein-

---

Schrift die Vermuthung geäußert, daß wohl jener wunderliche Ankläger der deutschen Gelehrten nicht bloß körperlich, wie er selbst sagt, sondern auch geistig krank sein möchte. Leider hat sich diese Vermuthung bestätigt, da so eben öffentliche Blätter die Nachricht enthalten, daß derselbe als ein Wahnsinniger in das Korrekzionshaus zu Bruchsal gebracht worden und daselbst gestorben sei. Requiescat in pace! Seine Schrift ist aber wohl dadurch am bündigsten widerlegt.

wesen hat — eine Nothwehr, wie sie noch jetzt in den gebildetsten Staaten von dem rechtlichsten Bürger gegen Mörder und Räuber ohne Tadel ausgeübt wird. Leugnen wollen wir indessen hiermit nicht, daß die liberalen Ideen auch in einige griechische Köpfe gedrungen sind, da mehre Griechen sich in England, Frankreich, Italien und Deutschland aufgehalten und auch zum Theil eine höhere Geistesbildung in diesen Ländern empfangen haben. *) Nur sind jene Ideen nicht die Ursache eines Kampfes, der sich aus dem Drange der Umstände weit natürlicher erklären läßt und eigentlich schon seit der Zeit besteht, wo die Türken ihren barbarischen Fuß auf europäischen

*) Es ist bekannt, daß besonders in den letzten Zeiten griechische Jünglinge theils in Frankreich theils in Deutschland studirten und auch französische und deutsche Schriften ins Neugriechische übersetzten. Auf das ganze Volk aber hat dieß bis jetzt wohl wenig Einfluß gehabt. Dieses stand unter der Leitung seiner Priester, von deren Liberalismus wenig oder nichts zu sagen ist.

Boden setzten. Denn wenn gleich durch die Eroberung Konstantinopels im J. 1453 das griechische Reich zerstört wurde, so haben doch die Griechen immer von Zeit zu Zeit gegen ihre Unterdrücker angekämpft und diesen dadurch den Besitz ihres väterlichen Bodens streitig gemacht, ohne daß es zur Erregung dieses Kampfes auch nur einer einzigen liberalen Idee bedurft hätte. Selbst das vernunftlose Thier wehrt sich seiner Haut, wenn es in seinem Lager angegriffen oder, nachdem es der Herrschaft des Menschen unterworfen, durch zu grobe Mishandlungen in Wuth versetzt wird. Und einem ganzen Volke sollte nicht gleiches Recht gegen ein andres Volk zustehen? *)

---

*) Wir empfehlen unsern Lesern in dieser Hinsicht vornehmlich folgende auch ins Deutsche übersetzte Schrift: Histoire des évènemens de la Grèce, depuis les premiers troubles jusqu'à ce jour, avec des notes critiques et topographiques sur le Péloponèse et la Turquie, et suivie d'une notice sur Constantinople. Par M. C. D. *Raf-*

fenel, Attaché, pendant les troubles, à l'un des consulats de France aux Echelles du Levant, témoin oculaire des principaux faits. A Paris, 1822. 8. Der Verfasser dieser höchst lesenswerthen Schrift redigirte früher den famosen Spectateur oriental in Smyrna, und entschuldigt sich in der Vorrede, daß er unter dem türkischen Schwerte jene Zeitschrift auch in einem türkischen Sinne redigirte, um nur Europa wenigstens mit den vornehmsten Thatsachen bekannt machen zu können. Jetzt aber, befreit von jenem Zwange, erklärt er sich über die Sache der Griechen — noble et pure dès son principe — ohne übrigens die Fehler und selbst die grausamen Repressalien der Griechen zu verschweigen, auf folgende Weise: Des hommes passionés, que le nom seul de révolution épouvante et qui abusent de ce mot dangereux, ont cru voir dans l'affranchissement des Grecs l'application d'un systême éversif, dont l'influence fatale pourrait s'étendre jusque sur les monarchies de l'Europe; cependant, il serait impossible d'établir ici une comparaison raisonnable. Pour que la contagion de l'exemple fût à craindre, il faudrait que les Grecs, en secouant le joug de la puissance ottomane, eussent renversé des institutions nationales dont ils auraient juré le maintien; mais point

du tout; c'est le *malheur* qui résiste à l'*oppression;* c'est un peuple qui, loin d'expulser ses rois, cherche à les rétablir; c'est en quelque sorte *la lutte de la légitimité contre l'usurpation et la tyrannie.* (Préf. p. XX.) — Bei dieser Gelegenheit kann Schreiber dieses sich nicht enthalten, wenn auch dadurch diese schon so lange Anmerkung noch mehr verlängert wird, eine Stelle aus *Hug. Grot.* de jure belli ac pacis lib. II. cap. 15. §. 11. 12. mitzutheilen, die ihm früher bei Abfassung seiner Schriften über die Sache der Griechen entgangen ist, aber recht eigentlich hieher gehört, indem jener große Staatsmann und Rechtsgelehrte gerade über Kämpfe und Bündnisse der Christen mit Nichtchristen sehr treffende Bemerkungen macht. Er sagt nämlich unter andern: Optandum esset, ut multi hodie principes ac populi in animum admitterent liberam et piam vocem Fulconis, Archiepiscopi quondam Remensis, Carolum Simplicem sic admonentis: „Quis non expa„vescat, vos inimicorum Dei amicitiam velle „ac in cladem et ruinam nominis christiani „pagana arma et foedera suscipere detestanda! „Nihil enim distat, utrum quis se paganis „societ, an abnegato Deo idola colat.“ Extat apud Arrianum dictum Alexandri: *Αδικειν μεγαλα τους ςρατευομενους εναντια τη Ἑλλαδι παρα τοις*

βαρβαροις, παρα τα δογματα τα των Ἑλληνων· „Graviter eos delinquere, qui adversum Grae-„cos Barbaris militarent, contra Graecorum „jura." — Illud hic addam, cum omnes Christiani unius corporis membra sint, quae jubentur alia aliorum dolores ac mala persentiscere, sicut id ad singulos pertinet, ita et ad populos qua populi sunt, et ad reges qua reges pertinere. (Höchst merkwürdige Aeußerung, weil hier schon die dem heiligen Bunde zum Grunde liegende Idee — in der That eine der liberalsten — ausgesprochen ist). Neque enim pro se quisque tantum, sed et pro mandata sibi potestate servire Christo debet. Hoc autem praestare reges et populi non possunt, grassante armis hoste impio, *nisi alii aliis auxilio sint:* quod commode fieri nequit, nisi *foedus* eo nomine ineatur, quod foedus jam olim initum fuit et princeps ejus creatus consensu communi Romanus Imperator. Debent ergo Christiani omnes ad causam hanc communem pro virium modo *viros* aut *pecuniam* conferre: quod quominus faciant, non video quomodo possint excusari, nisi si qui bello inevitabili aut non dissimili malo domi distinentur. — So dachte Grotius über das Verhältniß der Christen zu den Türken. Heutzutage denkt man freilich aufgeklärter

über die Sache. Nur Schade, daß diese sonderbare Art von Aufklärung sich für die Türken gegen die Christen gewandt hat! Einige französische Blätter, die zwar der Sache der Griechen, aber nicht dem Liberalismus ergeben sind, haben diese Erscheinung so zu erklären gesucht: „Die Sache der Griechen ist „wohl gerecht und gut; aber die Liberalen haben sie „dadurch verdorben, daß sie dieselbe empfohlen; hät„ten sie geschwiegen, so hätte man gewiß den Griechen „geholfen.“ — Seltsames Räsonnement! Wie? wenn es dem Teufel einmal einfiele, das Christenthum uns zu empfehlen, sollten wir darum keine Christen bleiben oder unsre Christenpflicht weniger üben? Gesteht man dadurch nicht ein, daß man die Person mehr als die Sache berücksichtige?

Schluß.

Nachdem wir die Geschichte des Liberalismus von den frühesten Zeiten, wo sich Spuren freisinniger Aeußerungen über religiose und politische Gegenstände finden, bis auf die jüngste Zeit herab in einer möglichst gedrängten Darstellung fortgeführt haben: so sei es uns erlaubt, zum Schlusse dieser Darstellung noch einige allgemeine Betrachtungen über den Liberalismus und seinen Gegenfüßler anzustellen. Wir wollen nämlich

1. das Recht und das Unrecht abwägen, das sich auf Seiten des Liberalismus sowohl als des Antiliberalismus in ihrem gegenseitigen Kampfe finden möchte;

2. wollen wir untersuchen, in welchen Kreisen der Gesellschaft der Liberalismus sowohl

als der Antiliberalismus vorzugsweise heimisch sei; und endlich

3. wollen wir die Frage beantworten: Ist der Liberalismus durch den Antiliberalismus oder umgekehrt dieser durch jenen völlig zu besiegen?

Wir bitten aber dabei unsre Leser, sich in eine möglichst ruhige, von aller Leidenschaft freie Stimmung zu versetzen, mithin gar nicht danach zu fragen, zu welcher Partei sie selbst gehören mögen, sondern die Sache rein gegenständlich d. h. als einen bloßen Vorwurf wissenschaftlicher Untersuchung zu betrachten.

I.

Recht und Unrecht des Liberalismus und des Antiliberalismus.

Das Streben nach Freiheit ist an sich untadelhaft, weil es natürlich ist. Es ist dem Menschen von Gott selbst eingepflanzt; und je gebildeter der Mensch, desto lebendiger ist auch

in ihm jener Freiheitstrieb. Der Liberalismus aber ist nichts anders als eben dieser Trieb, wiefern er sich in Gedanken, Worten und Werken äußert. Er ist also an sich eben so untadelhaft, als jener von Gott selbst aus weiser Absicht in die menschliche Natur gelegte Trieb.

Das Wort Freiheit ist aber sehr unbestimmt in Ansehung des zum Grunde liegenden Begriffs. Es deutet zunächst nur auf eine gewisse Unabhängigkeit; es verneint mehr, als es setzt; und diese Unbestimmtheit kann zu großen Misverständnissen und Misgriffen führen. Wir müssen daher zuvörderst die innere und die äußere Freiheit unterscheiden.

Die innere Freiheit wird dem Willen beigelegt, wieferne man voraussetzt, daß dieser sich selbst, unabhängig von sinnlichen Bestimmungsgründen, zu gewissen Handlungen bestimmen könne. Ob eine solche Willensfreiheit stattfinde, oder ob der Mensch als geistiges Wesen eben so durchaus unter der Herrschaft der Naturnothwendigkeit stehe, wie als körperliches Wesen — das

ist eine Frage, worüber von jeher viel gestritten worden. (Vergl. *Hugonis Grotii* philosophorum sententiae de fato et de eo, quod in nostra potestate. Paris, 1648. 4. und Joh. Aug. Heinr. Ulrich's Eleutheriologie, oder über Freiheit und Nothwendigkeit. Jena, 1788. 8. — um der vielen neuern Schriften über diesen Gegenstand, die doch nicht viel mehr bedeuten, nicht zu gedenken). Es ist aber für sich klar, daß, wenn der Mensch nicht ein bloßes Naturding (ens physicum), sondern ein sittliches, der Zurechnung seiner Handlungen fähiges Wesen (ens morale) sein soll, wir auch an diese innere Freiheit glauben müssen, ob wir sie gleich nicht mit voller Evidenz darthun können.

Halten wir nun den Menschen für ein innerlich freies Wesen, so muß ihm auch ein äußerer Freiheitskreis zugestanden werden. Denn wär' er äußerlich durchaus gebunden oder von fremder Willkür ganz und gar abhängig, so wär' es eben so viel, als wenn er auch innerlich unfrei wäre. Der freie Wille des Menschen

wäre dann nicht nur ein überflüssiges, sondern sogar ein schädliches Geschenk Gottes. Es würde nur dazu dienen, den Menschen mit jener durchgängigen Gebundenheit unzufrieden und folglich höchst elend zu machen. Denn was kann uns elender machen, als ein immer stachelnder Trieb, der nie Befriedigung zu hoffen hat?

Der äußere Freiheitskreis eines Menschen kann aber auch nicht unbeschränkt sein. Denn so würde die äußere Freiheit des Einen mit der aller Andern in beständigen Widerstreit gerathen und am Ende eine die andre vernichten, je nachdem sich hier oder dort ein bedeutendes Uebergewicht an Kraft fände.

Soll die äußere Freiheit beschränkt sein, so muß es Gesetze für die Aeußerungen oder den Gebrauch der Freiheit geben. Denn Gesetze sind nichts anders als allgemeine Normen, welche die Art und Weise solcher Aeußerungen, mithin die Schranken der Freiheit bestimmen.

Solche Gesetze giebt dem Menschen schon seine Vernunft oder, was eben so viel heißt,

das Gewissen als die Stimme Gottes in uns. Diese Vernunftgesetze heißen auch natürliche Gesetze, weil sie aus der vernünftigen Natur des Menschen hervorgehn, bestimmter aber sittliche Gesetze, weil auf deren Anerkennung und Befolgung die sittliche Würde des Menschen beruht.

Würden nun diese Gesetze allgemein anerkannt und befolgt, so bedürft' es eigentlich keiner anderweiten Gesetze. Jeder Mensch thäte schon von selbst, was gut und recht. Die Erfahrung lehrt aber, daß dieß nicht geschieht, daß vielmehr alle Menschen (selbst die scheinbar besten nicht ausgenommen) einen leidigen Hang haben, wenn auch nicht immer, doch zuweilen Ausnahmen von jenen Gesetzen zu machen und so die der äußern Freiheit nothwendig zu setzenden Schranken zu durchbrechen.

Die Menschheit, wie sie nun einmal ist, bedarf daher allerdings gewisser Anstalten, welche die äußere Freiheit auf eine bestimmtere Weise regeln und ordnen, als es durch bloße Vernunftgesetze möglich ist, mithin auch besondrer Gesetze,

welche durch eine anderweite Autorität gegeben sind und daher das Gepräge einer gewissen Willkür tragen; weshalb sie auch willkürliche oder positive Gesetze heißen. Es ist jedoch offenbar, daß diese Gesetze jenen natürlichen nicht widerstreiten dürfen, da letztere als Gottesgesetze anzusehn, welche allen menschlichen vorgehn. Die natürliche Gesetzgebung ist daher die Grundlage jeder positiven, d. h. die Willkür, welche irgend etwas auf positive Weise bestimmt, muß selbst als eine durch Vernunft geregelte Willkür erscheinen; sie darf nicht blinde Willkür sein, welche sagt: Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, weil ein solches Wollen und Befehlen unvernünftig wäre.

Nun giebt es seit undenklichen Zeiten zwei Hauptanstalten, welche die Menschheit von der einen Seite zwar zertrennt, von der andern aber auch wieder in große gesellschaftliche Ganze vereinigt haben: Staat und Kirche. Der Ursprung beider verliert sich in das graueste Alterthum, in die dunkle Mythenzeit. Denn so we-

nig irgend ein bekannter Staat, von welchem die Geschichte erzählt, der erste bürgerliche Verein war, eben so wenig darf die jüdische oder gar die christliche Kirche als die erste Religionsgesellschaft angesehn werden. Ob und wie sie beide aus der Familie hervorgegangen, und daß ursprünglich Hausvater, Fürst und Priester Eins gewesen, läßt sich eher vermuthen als nachweisen.

Es bedürfen aber jene beiden Institute vorzugsweise gewisser positiven Bestimmungen, um ihnen dadurch mehr Haltbarkeit und Dauer zu geben. Auch würden sie ohne dergleichen Bestimmungen den Umständen der Zeit und des Orts, unter welchen sie vorhanden sind, und den daraus hervorgehenden Bedürfnissen der Mehrheit nicht entsprechen. Weil jedoch dergleichen Bestimmungen immer auch beschränkend auf die äußere Freiheit einwirken, und weil die Umstände der Zeit und des Orts sehr veränderlich sind: so erzeugt sich bald ein Widerstreit zwischen dem Positiven als einem Gegebnen oder Bestehenden und dem Entwickelungstriebe der Menschheit, der eben

nichts anders ist, als ein Streben nach Befreiung von örtlichen und zeitlichen Schranken, um in der Vollkommenheit immer weiter fortzuschreiten. Aus diesem Widerstreite aber geht eben das hervor, was man Liberalismus nennt, und also auch der Antiliberalismus als dessen natürlicher Antipode.

Der Liberalismus dürfte nun wohl seinerseits Recht haben, wenn er zuvörderst behauptet, daß das Fürwahrhalten an sich oder der innere Glaube des Menschen in jeder Beziehung eine Sache der freien Ueberzeugung sei, und daß es daher auch jedem erlaubt sein müsse, das, was er für wahr hält oder glaubt, zu äußern, mithin durch Rede oder Schrift Andern mitzutheilen. Denn das Fürwahrhalten oder Glauben läßt sich nun einmal nicht erzwingen, und durch das bloße Mittheilen der Gedanken oder Urtheile über wahr und falsch wird kein menschliches Wesen verletzt, indem jeder von dem Mitgetheilten halten kann, was er will; und wenn die Mittheilung nur wirklich frei ist, so werden durch den beständigen

Anreitz zum Denken die Gedanken sich schon nach und nach ausgleichen und das Wahre gefunden werden. Ebenso hat der Liberalismus Recht, wenn er behauptet, daß keine menschliche Herrschaft, wie auch ihr Ursprung, Zweck und Name beschaffen sei, als absolute oder unbedingte Willkür erscheinen dürfe, daß vielmehr die Willkür jedes menschlichen Herrschers auch gewissen Schranken unterliege, weil sie sonst die äußere Freiheit der Beherrschten ganz verzehren und diese als vernunftlose Wesen, als bloße Thiere, behandeln würde. Der Liberalismus hat ferner Recht, wenn er dafür, daß sich die Herrschaft innerhalb solcher Schranken halte, mit welchen die äußere Freiheit der Beherrschten bestehen kann, Bürgschaft fodert und diese in einer Verfassung sucht, welche den Beherrschten die Befugniß ertheilt, über Angelegenheiten des Gemeinwesens mit zu rathen und zu stimmen, wenn auch nicht unmittelbar (was bei großer Menge nicht möglich) so doch mittelbar durch gewisse Stellvertreter oder Repräsentanten, folglich in einer stellvertretenden

Verfassung oder repräsentativen Konstituzion; denn es wäre sonst leicht möglich (wie es denn auch oft wirklich gewesen) daß aus Mangel an Einsicht oder gar an gutem Willen schlechte Gesetze gegeben oder die guten schlecht gehandhabt und überhaupt die Privatinteressen dem allgemeinen Wohle vorgezogen würden. Endlich hat der Liberalismus wohl auch unstreitig Recht, wenn er (in Erwägung, daß alle menschlichen Einrichtungen unvollkommen sind und den Bedürfnissen der Zeit unangemessen werden können) fortschreitende Verbesserungen jener Einrichtungen fodert, mithin sich in dieser Beziehung als Perfektibilismus ankündigt. Dagegen hat er offenbar Unrecht, wenn er gar nichts Positives anerkennen, mithin selbst alle Schranken der Willkür durchbrechen und alles plötzlich umgestalten will. Er wird dann allerdings revoluzionar und heißt mit Recht Ultraliberalismus, Jakobinismus, Sankülottismus, Radikalismus, Karbonarismus, oder wie man ihn sonst nach Zeit und Umständen nennen will.

Der Antiliberalismus aber hat seinerseits ebenfalls Recht, wenn er sich diesen Ausartungen und Verirrungen des Liberalismus widersetzt, wenn er fodert, daß man das Bestehende mit Achtung und Schonung behandle, daß man nicht statt des Aberglaubens den Unglauben, und statt des unbedingten Gehorsams die Zügellosigkeit predige. Unrecht hat er dagegen, wenn er das Bestehende bloß darum, weil es besteht, und das Alte bloß darum, weil es alt ist, mit solcher Hartnäckigkeit festhält, daß er auch die dringlichste Abändrung und augenscheinlichste Verbesserung desselben nicht zulassen will, wenn er also die Menschheit in religioser oder politischer oder gar in beiderlei Hinsicht in unauflösliche Fesseln zu schlagen und so die Knechtschaft des blinden Glaubens und Thuns zu verewigen sucht. Denn dadurch widerstrebt er nicht nur der menschlichen Natur, sondern auch dem göttlichen Willen, der den Menschen zur Freiheit und durch dieselbe zur fortschreitenden Veredlung berufen hat. Der Antiliberalismus wird also dann auch eine Art

von Ultraismus, weil er sich auf das andre Aeußerste wirft, und kann als solcher mit Recht ein Ultraroyalismus, Illiberalismus, Servilismus, Obskurantismus oder Imperfektibilismus genannt werden.

Da die Extreme sich immer berühren, so zeigen auch die Ausartungen des Liberalismus und seines Gegentheils darin eine gewisse Aehnlichkeit, daß sie sich beiderseits durch gewaltsame Maaßregeln geltend machen wollen und ebendadurch ihre Verwerflichkeit selbst beurkunden. Denn was sich nur durch äußere Gewalt geltend machen kann, bekennt somit seine innere Schwäche. Was aber nur durch solche Gewalt gilt, das kann ebendadurch wieder ungültig gemacht werden. Daher sehen wir oft das traurige Schauspiel in der Geschichte, daß Revoluzionen mit Gegenrevoluzionen abwechseln und die eine immer wieder vernichtet, was die andre geschaffen hat. Sonderbar aber bleibt die Erscheinung, daß, ungeachtet Gegenrevoluzionen doch auch Revoluzionen sind, die Urheber derselben gleichwohl nicht als Revo-

luzionare angesehen sein wollen. Wenn werden die Menschen doch einsehn lernen, daß sie nur auf Sand bauen, wenn nicht die ewigen Gesetze der Wahrheit und Gerechtigkeit die Grundpfeiler ihrer gesellschaftlichen Bauwerke sind!

II.

Die Kreise der Gesellschaft in Bezug auf Liberalismus und Antiliberalismus.

Stand, Geschlecht und Alter theilen die Menschheit in gesellschaftliche Kreise, denen gewisse Ansichten, Gesinnungen und Bestrebungen eigenthümlich sind und die sich ebendadurch gar sehr von einander unterscheiden. Wenn wir nun den Liberalismus und sein Gegentheil in dieser Beziehung betrachten, so fragt sich: Wie verhalten sich zu beiden jene verschiednen Menschheitskreise?

Wir wollen mit dem obersten, nämlich mit dem Fürstenkreise, beginnen. Oft hört man in der jetzt so tief bewegten Zeit die Fürsten des

Antiliberalismus beschuldigen, ja wohl gar behaupten, daß ihr Standpunkt in der Gesellschaft sie nothwendig dahin führe. Und doch sollte man das Gegentheil vermuthen; denn je erhabner der Standpunkt eines Menschen ist, desto freier kann er auch um sich schauen und desto mehr muß er sich über alles Gemeine und Niedrige emporgehoben fühlen. Auch lehrt die Geschichte zur Gnüge, daß jene Beschuldigung, so allgemein ausgesprochen, ungerecht sei. Wie viele Fürsten nennt nicht jenes Memorandum-Buch der Menschheit, die mit der größten Liberalität das Aufstreben unsers Geschlechts zum Bessern befözderten, die sich als warme Freunde der Wissenschaft und Kunst, der Aufklärung und Bildung zeigten, die große Summen aufwendeten, um Schulen zu stiften, neue Beobachtungen, Versuche und Entdeckungen machen zu lassen, und andre Hülfsmittel der Kultur herbeizuschaffen, die selbst mitten in ihren kriegerischen Unternehmungen darauf bedacht waren, der Menschheit durch Verbreitung des Lichts und durch Entfernung der Barbarei

wesentliche Dienste zu leisten, ja die sogar ihr Leben aufopferten, um das Recht der Glaubensfreiheit gegen die Anmaaßungen der Hierarchie zu vertheidigen! Sollt' es nöthig sein, hier die allbekannten Namen Alexander, Titus, Trajan, Antonin, Karl, Alfred, Alraschid, Almamun, Heinrich, Gustav Adolph u. s. w. zu nennen? Doch diese sind uns zu fern. Näher unsrer Zeit stehen zwei große Fürsten, die ihre liberalen Ansichten und Gesinnungen der Nachwelt selbst schriftlich beurkundet haben; die sich mehr als einmal die ersten Diener des Staats nannten — ganz im Gegensatze von jenem berüchtigten Despotenspruche: L'êtat, c'est moi! — und auch als solche zeigten; die der Denk- Sprech- und Schreibfreiheit keine Fesseln anlegten, ungeachtet undankbare Menschen oft gegen sie selbst davon Gebrauch machten. Lassen wir sie selbst reden.

Joseph II., dessen geistvolle und in vielen Beziehungen höchst lehrreiche Briefe unlängst in einer besondern Sammlung (unter dem Titel:

Briefe von Joseph II. als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. Leipzig, 1821. 8.) wieder abgedruckt sind, sagt in einem dieser Briefe, geschrieben im J. 1770 an den Herzog von Choiseul, damaligen Staatssekretar in Frankreich, von den Jesuiten: „Ich kenne diese Leute so gut, wie „irgend einer, weiß alle ihre Entwürfe, die sie „durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniß über „den Erdboden zu verbreiten, und Europa vom „Kap Finis terrae bis an die Nordsee zu regie„ren und zu verwirren. In Deutschland waren „sie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hof„leute und Beichtväter, in Spanien und Por„tugal die Grandes der Nazion, und in Para„guay Könige. Wäre mein Großonkel, Jo„seph I., nicht Kaiser geworden, so hätten wir „in Deutschland vermuthlich Malagridas, „Aveiros, und einen Versuch des Königsmor„des erleben können." — In einem andern Briefe vom J. 1773 an den Grafen von Aran-

da, spanischen Minister-Präsidenten, erklärt er sich über denselben Orden auf folgende Weise: „Ein Institut, das die schwärmerische Einbil-„dungskraft eines spanischen Veteranen in einer „der südlichen Gegenden Europa's entwarf, das „eine Universalherrschaft über den menschlichen „Geist zu erwerben gesucht, und in diesem Ge-„sichtspunkte alles dem infallibeln Senate des „Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseli-„ges Geschenk für die Enkel Thuiskon's sein. „Das Synedrium dieser Loyoliten hatte ihren „Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe, und die „Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augen-„merk ihrer Plane" gemacht. Ihre Intoleranz „war Ursache, daß Deutschland das Elend eines „dreißigjährigen Kriegs dulden mußte. Ihre „Prinzipien haben die Heinriche von Frank-„reich um Leben und Krone gebracht; und sie „sind Urheber des abscheulichen Ediktes von Nan-„tes geworden." (Der Kaiser wollte wahrschein-lich sagen, daß sie Schuld am Widerrufe dieses Ediktes waren). — Als dieser Monarch nach

dem Tode seiner Mutter, Maria Theresia, zur vollen Regierung gelangt war, schrieb er im J. 1780 wieder an den schon erwähnten Herzog von Choiseul; in diesem Schreiben äußert er sich über die in seinem Staate nöthigen Reformen unter andern in folgender Art: „Der bis„herige Einfluß der Geistlichkeit in der Regie„rung meiner Mutter wird ein andrer Gegen„stand meiner Reformen werden. Ich sehe nicht „gern, daß die Leute, denen die Sorge für das „zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viele „Mühe geben, unser Dasein hienieden zum Au„genmerk ihrer Weisheit zu machen." — Weit nachdrücklicher noch sagt er in einem Briefe an den Erzbischof von Salzburg, im J. 1781 geschrieben: „Ein Reich, das ich regiere, muß „nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, „Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des „Geistes unterdrückt, und jeder meiner Untertha„nen in den Genuß seiner angebornen Freiheiten „eingesetzt werden. Das Mönchthum hat in „Oesterreich überhand genommen; die Anzahl der

„Stifter und Klöster ist zum Außerordentlichen „emporgestiegen. Die Regierung hatte bis nun „nach den Regeln dieser Leute beinahe kein Recht „über ihre Personen gehabt, und sie sind die ge„fährlichsten und unnützesten Unterthanen in je„dem Staate, da sie sich der Beobachtung aller „bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen, und „bei jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Ma„ximus in Rom wenden.“ — In demselben Jahre schreibt er an seinen Gesandten in Rom, den Kardinal Herzan: „Seitdem ich den „Thron bestieg und das erste Diadem der Welt „trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgebe„rin meines Reichs gemacht. Zufolge dieser Lo„gik wird Oesterreich eine andre Gestalt bekom„men, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt, „und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen „wieder kommen. Es ist nothwendig, daß ich „gewisse Dinge aus dem Gebiet der Religion „entferne, die nie dahin gehört haben. In Rom „werden sie dieß für Eingriff in die Rechte Got„tes erklären; ich weiß es, man wird, die Herr-

„lichkeit Israel's ist gefallen, laut ausrufen —
„noch mehr aber erbost werden, wenn ich das
„alles unternehme, ohne daß ich hierüber die
„Gutheißung von dem Knechte der Knechte Got=
„tes habe." — In einer andern Beziehung
schreibt er im J. 1782 an die Gemahlin des
Landgrafen Fürsten von Fürstenberg, die
sich vermuthlich darüber beschwert hatte, daß der
Kaiser ihrem Gemahle troß den Verdiensten sei=
ner Vorfahren das Gouvernement von Böhmen
entzogen: Er habe seine guten Ursachen dazu,
ob er gleich die Verdienste der Familie Fürsten=
berg nicht verkenne; aber jeder müsse an seinem
Platze stehn; es könne in Oesterreich künftig
nicht mehr so sein, wie es einst gewesen; man=
cher Edelmann, „dessen Ahnen den Marschals=
„stab und die Anführung großer Heere gehabt,"
müsse es sich nun gefallen lassen, ein bloßer Lieu=
tenant zu werden. — Auf gleiche Weise, aber
noch kräftiger erklärt er sich über den Staats=
dienst und die Ansprüche auf Aemter und Wür=
den in einem Schreiben vom J. 1783 an den

Kanzler, Grafen von Kollowrat: „Da ich „noch Mitregent war, bin ich oft erstaunt, wenn „im Staatsrath die Ernennung eines Hofraths „geschehen, da auf meine Erkundigung, wer er „vorher gewesen, meistens die Antwort erfolgte: „Er war Hofsekretar. Und ehedem? Sekretar „des Ministers Grafen von * u. s. w. Damit „hatte man dem Staat die Verbindlichkeit auf- „gebürdet, allerhand Privatdienste zu belohnen, „und was noch übler war, dadurch Geschäfts- „männer bekommen, die außer Wien nichts ge- „sehen haben und im Conseil mit der größten „Zuverlässigkeit über die Beschaffenheit eines Lan- „des daher räsonnirten, von welchem sie kaum „geographische Kenntnisse hatten." — Im J. 1784 schreibt er an seinen Bruder, den Erz- herzog Maximilian, nachdem derselbe Kur- fürst von Kölln geworden: „Als Kurfürst sind „Sie einer der ersten Fürsten des Reichs. Ver- „gessen Sie, daß der Imperator Ihr Bruder, „und daß Sie ein Prinz meines Hauses sind! „Opfern Sie sich ganz dem Vaterlande und Ih-

„rem Volke!" (Wer erinnert sich hier nicht an Napoleon's Zorn gegen seinen Bruder Ludwig, als König von Holland, weil dieser mehr Holländer als Franzos sein wollte, so wie an Ebendesselben Aeußerungen gegen seinen Neffen, Ludwig's Sohn, als präsumtiven Großherzog von Berg: „Bedenke, daß Deine Pflichten zuerst „mir, dann Frankreich, und zuletzt dem Volke „gehören, das Du künftig beherrschen wirst." Und diese schrecklichen Worte ließ er sogar im Moniteur abdrucken!) — In demselben Jahre schreibt Joseph an den Papst Pius VI., der sich über die Reformen des Kaisers in kirchlichen Angelegenheiten beschwert hatte: „Die unnützen „Klöster hab' ich, so wie die unnützen Bruder„schaften, aufgehoben, den Fond derselben zum „Unterhalt der neuen Pfarreien und eines ver„besserten Unterrichts in Schulen bestimmt, und „außer der Verwaltung, die ich nothwendig durch „Staatsbeamte besorgen lassen muß, hat der „Fond des Staats und jener der Kirche bei mir „nicht die geringste Gemeinschaft. Ein Faktum

„muß man erst aus dem Gesichtspunkte der Be-
„stimmung, die Wirkungen des Faktums aber
„nach dem Erfolge beurtheilen, der sich erst bin-
„nen einigen Jahren offenbaren kann. Aber ich
„sehe wohl, man hat in Rom die Logik nicht,
„deren man sich in meinen Staaten bedient;
„deswegen so viele Disharmonie zwischen Italien
„und dem deutschen Reiche. Wenn sich Ew.
„Heiligkeit die löbliche Mühe genommen hätten,
„sich über das, was in meinen Staaten vorge-
„kehrt worden, aus denjenigen Quellen zu unter-
„richten, die dazu bestimmt sind, so würde vie-
„les unterblieben sein; aber mir deucht, es giebt
„Leute in Rom, die es so wollen, daß es noch
„länger Finsterniß auf unsrer Halbkugel gebe."
— In einem Schreiben vom J. 1786 an den
Grafen Palfi, Kanzler des Königreichs Un-
gern, redet der Kaiser auch von papiernen
Konstituzionen, versteht aber darunter nicht
die neuen, sondern die alten, weil nach denselben
„unendlich viel geschrieben und sonst nichts ge-
„than wird." Und in einem andern Schreiben

aus derselben Zeit an Ebendenselben klagt er über die vielen „Formalitäten“ und „Schreibe-„reien“ und den „bekannten Handwerksgebrauch „der meisten Dikasterien.“ — An eine vornehme Frau, die den Kaiser um Anstellung ihres Sohnes gebeten hatte, schreibt er im J. 1787, er könne ihre Bitte nicht gewähren, weil ihr Sohn „weder zum Offizier noch zum Staatsmann noch „zum Priester“ tauge, weil derselbe „nichts als „ein Edelmann und das von ganzer Seele“ sei. An eine andre Dame schreibt er in derselben Angelegenheit in demselben Jahre: „Zwei von Ih-„ren Söhnen sind bereits etablirt; der ältere, „der noch nicht zwanzig Jahre alt, ist Rittmei-„ster bei meinem Heere, und der jüngere erhielt „durch den Kurfürsten, meinen Bruder, ein Ka-„nonikat in Kölln. Was wollen Sie etwa noch? „Soll der erste nicht schon ein General sein, „und der zweite ein Bisthum haben?“ — Wenn der Liberalismus des Kaisers hier etwas hart erscheint, wiewohl diese Härte durch die Menge solcher Anliegen wohl entschuldigt wird, so er-

scheint er desto milder und duldsamer gegen Andersdenkende in Religionssachen. So schreibt der Kaiser in demselben Jahre an den Freiherrn van Swieten: „Bis nun war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt, „die Bekenner derselben wie Fremde behandelt, „bürgerliche Rechte, der Besitzstand von Gütern, „Würden und Ehrenstellen, alles war ihnen geraubt. Schon beim Anfange meiner Regierung „war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe „meines Volkes zu zieren, Grundsätze in dem „Verwaltungssysteme zu äußern, die ohne Unterschied großmüthig und gerecht wären. Dem „zufolge erließ ich die Duldungsgesetze und nahm „das Joch hinweg, welches die Protestanten „Jahrhunderte gebeugt.“ — Dieser Liberalismus des Kaisers fand aber auch großen Widerstand von Seiten des Antiliberalismus, der sich hier wirklich als Illiberalismus und Obskurantismus zeigte. Eben die Menschenart, welche den unbedingten Gehorsam gegen jede legitime Regierung predigt und sogar das in sich selbst recht-

lose Türkenthum mit dem Schilde der Legitimität zu beschützen sucht, war gegen ihren legitimen Kaiser höchst ungehorsam und widerspenstig, nicht bloß da, wo der Kaiser in seinem Eifer für das Wahre und Gute etwa zu weit ging und zu rasch verfuhr, sondern überhaupt und überall, so daß sie ihn fast zur Verzweiflung brachte. Darum klagt der Kaiser auch gegen das Ende seines Lebens in einem Briefe an einen ungenannten Freund so bitterlich über diesen Widerstand. „Ich habe" — sagt er — „seit dem Antritte „meiner Regierung mir jederzeit angelegen sein „lassen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu „besiegen; mir Mühe gegeben, das Zutrauen „meiner Völker zu gewinnen; und seit ich den „Thron bestiegen, hab' ich mehrmalen Beweise „davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unter„thanen meine Leidenschaft sei, daß ich zur Be„friedigung derselben keine Arbeit, keine Mühe, „und selbst keine Qualen scheue, und daß ich „genau die Mittel überlege, die mich den Ab„sichten näher bringen, die ich mir vorgesetzt

„habe. Und demohngeachtet finde ich in den Re-
„formen allenthalben Widersetzlichkeiten von denen,
„von welchen ich es am wenigsten vermuthen
„konnte. — — Wenn ich unbekannt mit den
„Pflichten meines Standes, wenn ich nicht mo-
„ralisch davon überzeugt wäre, daß ich von der
„Vorsehung dazu bestimmt sei, mein Diadem
„mit all der Last der Verbindlichkeiten zu tragen,
„die mir damit auferlegt worden, so müßte Mis-
„vergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loose mei-
„ner Tage und der Wunsch, nicht zu sein,
„diejenige meiner Empfindungen sein, die sich
„unwillkürlich meinem Geist darstellte. Ich ken-
„ne aber mein Herz, ich bin von der Redlichkeit
„meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt,
„und hoffe, daß, wenn ich einstens nicht mehr
„bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unpar-
„teiischer dasjenige untersuchen und prüfen, auch
„beurtheilen wird, was ich für mein Volk ge-
„than."

Glücklicher war sein großer Rival, Fried-
rich II., dessen zahlreiche Schriften eben so voll

von den liberalsten Aeußerungen sind. Es müßte in der That jetzt einen eignen Eindruck auf die Leser machen, wenn jemand sich die Mühe nähme, in dieser besondern Beziehung einen Auszug aus jenen Schriften zu verfertigen. Wir verweilen hier, um der uns zum Gesetze gemachten Kürze willen, bloß bei dem Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains (neuerlich wieder ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von G. F. Kremmer unter dem Titel: Friedrich's des Großen Versuch über Beherrschungsformen und Regentenpflichten. Schmalkalden, 1822. 8.). Hier heißt es S. 7: „Man präge es sich wohl ein, daß die Erhaltung der Gesetze die einzige Ursache war, welche die Menschen veranlaßte, sich Oberherren zu geben. Denn dieß ist der eigentliche Ursprung der Oberherrschaft oder Suveränität. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staats.“ — S. 8: „So weise auch die Gesetzgeber und Gründer der er-

„sten Völkervereine waren, und so gut auch ihre „Einrichtungen, so findet sich doch keine dieser „Beherrschungsformen, welche sich unversehrt in „ursprünglicher Reinheit erhalten hätte. Warum? „Weil die Menschen und folglich eben so ihre „Werke unvollkommen sind, weil die Staats-„gesellschaftsglieder, durch Leidenschaften hingeris-„sen, sich vom Privatinteresse, das stets „das allgemeine Wohl untergräbt, verblen-„den lassen; kurz, weil es in der Welt nichts „Vollkommenes giebt." — S. 9: „Das „alte Lehnsregiment, das vor einigen Jahr-„hunderten in Europa fast allgemein herrschend „war, hatte sich durch die Eroberungen der Bar-„baren gegründet. Der Befehlshaber, welcher „eine Horde führte, ernannte sich zum Oberherrn „des eroberten Landes, und theilte die Provinzen „unter seine vorzüglichsten Häuptlinge. Diese „waren zwar im eigentlichen Verstande dem „Oberherrn unterworfen und stellten ihre Trup-„pen, wenn er es verlangte; als aber einige die-„ser Vasallen eben so mächtig als ihr Oberherr

„wurden, so entstanden nun Staaten im „Staate. Dieser Umstand wurde eine Quelle „von Bürgerkriegen, welche das Unglück des „gesammten bürgerlichen Vereins zur Folge hat- „ten.“ — S. 10: „In der Türkei ist der „Regent Despot; ungestraft kann er die em- „pörendsten Grausamkeiten begehn. Oft „aber, entweder vermöge eines bei barbarischen „Völkern eignen Wechsels, oder aus gerechter „Wiedervergeltung, kommt auch an ihn „über lang oder kurz die Reihe, erdrosselt zu „werden. Die monarchische Form ist unter allen „die schlechteste oder die beste, je nachdem sie ver- „waltet wird.“ — Nach diesen und andern nicht minder liberalen Aeußerungen fährt der große König fort: „Wir haben angeführt, daß die „Staatsglieder Einem ihres Gleichen nur in „Rücksicht der von ihm zu erwartenden Dienste „die oberste Befehlshaberstelle zugestanden ha- „ben. Diese Dienste bestehen in Aufrecht- „haltung der Gesetze, in strenger Hand- „habung der Justiz, in kräftigster Steue-

„rung des Sittenverderbnisses und in der „Vertheidigung des Staats gegen seine „Feinde. Die Regierung muß ihr Augenmerk „auf die Kultur des Landes richten, sie muß der „Gesellschaft einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln „verschaffen, Industrie und Handel ermuntern, „gleich einer ewigen Schildwache, welche die „Nachbarn und das Benehmen des Staats beob- „achten soll. Man fodert, daß ihre Vorsicht „und Klugheit zu gehöriger Zeit Bündnisse schlie- „ße und die für den Staatsverein als zuträglichst „erfundnen Bundesgenossen erwähle. — Aus die- „ser kurzgefaßten Darstellung nun ersieht man, „welche umfassende Kenntnisse jeder einzele Ge- „genstand erheischt. Dazu kommt ein gründliches „Studium der Lage und Beschaffenheit des zu „regierenden Landes, und eine genaue Kenntniß „des Geistes der Nazion. Denn der Regent, „der aus Unwissenheit fehlt, macht sich hiedurch „eben so straffällig" — coupable, was hier der König vermuthlich gebraucht hat, zeigt nur Verschuldung überhaupt, nicht Straffälligkeit an;

denn der Regent als solcher ist nicht einmal verantwortlich, geschweige straffällig; nur die Minister können es sein; folglich sollt' es heißen: verschuldet dadurch eben so viel — „als durch „Fehler, welche er aus Bosheit begeht; jene „sind Fehler der Faulheit, diese des Gemüthes; „aber der Nachtheil, der hieraus für das Bür„gerwesen entsteht, bleibt ein und derselbe. Für„sten, Regenten und Könige sind also nicht mit „der höchsten Gewalt bekleidet, um sich unge„straft der Schwelgerei und dem Wohlleben zu „überlassen; sie sind nicht über den Mitbürger „erhöht, um mit ihrem Stolze sich öffentlich zu „brüsten und ganz verächtlich der Sitteneinfalt, „der Armuth und des Elends zu spotten; sie „stehen nicht an der Spitze des Staats, um ne„ben sich einen Haufen von Müßiggängern zu „unterhalten, deren Faulheit und Tagdieberei „aller Laster Anfang ist. — Die schlechte Ver„waltung der monarchischen Form kommt von „verschiedenen Ursachen her, die ihren Grund in „den Gemüthseigenschaften des Regenten haben.

„So wird ein Landesherr, der dem weiblichen „Geschlecht ergeben ist, von seinen Mätressen und „Günstlingen sich regieren lassen, welche die Ge„walt, die sie über seinen Verstand erlangt ha„ben, misbrauchen und dazu anwenden, um Un„gerechtigkeiten auszuüben, sittenlose Menschen zu „begünstigen, Ehrenstellen zu verkaufen und ähn„liche Schandthaten zu begehn. Ueberläßt der „Fürst aus Trägheit das Staatsruder an Mieth„linge, ich meine an seine Minister, alsdann „zieht der Eine rechts, der Andre links. Nie„mand arbeitet nach einem allgemeinen Plane, „jeder Minister wirft über den Haufen, was er, „und wenn es noch so gut ist, bereits eingeführt „findet, um nur ein Schöpfer von neuen Din„gen zu werden und seine Einfälle, oft zum „Schaden des Nazionalwohls, zu realisiren. „Andre Minister, die jenen folgen, beeilen sich „ebenfalls, diese Anstalten mit eben so wenig „Ueberlegung, wie ihre Vorfahren, wieder um„zukehren. Und so läßt diese Folge von Wech„sel und Verändrung den Entwürfen nirgend Zeit,

„um Wurzel fassen zu können. Daher entstehn „denn Verwirrung und Unordnung und alle Ge„brechen einer schlechten Regierung. Die Pflicht„vergessenen sind immer mit einer Entschuldigung „bereit; jene beständigen Verändrungen dienen „ihnen zum Deckmantel ihrer Schande, und da „diese Sorte von Ministern dabei zufrieden ist, „daß niemand ihr Benehmen einer Untersuchung „unterwirft“ — wo sie nämlich unverantwortlich sind — „so sehen sie sich auch wohl vor, das „Beispiel einer strengen Ahndung gegen ihre Un„tergebnen eintreten zu lassen. Die Menschen „hängen sich an das, was ihnen nothwendig ge„hört; der Staat gehört diesen Ministern nicht, „daher liegt ihnen auch sein Wohl nicht am Her„zen; alles geschieht mit Nachlässigkeit und mit „einer Art stoischer Gleichgültigkeit, welche den „Verfall der Justiz, der Finanzen und des „Militars zur Folge hat. Eine solche Monarchie „artet in eine wahrr Aristokratie aus, wo die „Minister und Generale die Geschäfte nur nach „ihrem Eigensinne leiten. Dann kennt man das

„allgemeine System nicht mehr; jeder folgt sei„nen eignen besondern Ideen, und der Haupt„punkt, die Einheit, ist verloren. — Das Ue„bel aber erreicht seinen höchsten Grad, „wenn es verkehrt gesinnten Leuten ge„lingt, den Landesherrn zu bereden, „daß sein Interesse von jenem seines „Volkes verschieden sei. Dann wird er, „ohne zu wissen warum, der Feind sei„nes Volkes; er wird aus Misverstand „hart, strenge, unmenschlich. Denn „wenn der Grundsatz, von dem er aus„geht, falsch ist, so müssen es nothwen„diger Weise auch die Folgen sein." — Späterhin (S. 25.) wirft der König die Frage auf: „Ist es nöthig, daß alle Staatsglieder „einerlei Glauben haben, oder kann man „jedem gestatten, nach eigner Weise zu glauben?" Nachdem er nun die „finstern Politiker und „Theologen", welche Glaubenseinheit erzwingen wollen, zurückgewiesen, fährt er so fort: „Geht man bis zum Ursprunge der bürgerlichen

„Gesellschaft zurück, so ist es ganz klar, daß der „Regent schlechterdings kein Recht über die Mei- „nung seiner Unterthanen hat. Müßte man nicht „wahnsinnig sein, wenn man sich einbilden „wollte, daß Menschen zu Einem ihres Glei- „chen gesagt hätten: Wir setzen dich über uns, „weil wir die Sklaverei lieben, und wir erthei- „len dir die Gewalt, unsre Gedanken nach dei- „nem Belieben zu lenken? Im Gegentheile ha- „ben sie erklärt: Wir bedürfen deiner zur Auf- „rechthaltung des Ansehens der Gesetze, denen „wir gehorchen wollen, um weise regiert zu wer- „den und uns zu vertheidigen; übrigens verlan- „gen wir von dir Achtung für unsre Frei- „heit. Dieß ist ein Recht, gegen das keine „Einwendung stattfindet, und gerade diese Tole- „ranz selbst ist dem Lande, wo sie stattfindet, so „vortheilhaft, daß sie die Staatswohlfahrt be- „gründet.“ — Bald darauf schärft er wiederholt ein, der Regent solle doch ja, um sich nie von seinen Pflichten zu entfernen, bedenken, daß er „ein Mensch, so gut als der Geringste seiner

„Unterthanen", daß er „nur der erste Diener des „Staats und verpflichtet sei, mit Rechenschaft, „Weisheit und vollkommener Uneigennützigkeit zu „handeln, gerade als wenn er in jedem Augen„blicke seinen Unterthanen von seiner Verwaltung „Rechenschaft zu geben hätte." — Wie liberal aber dieser unvergeßliche Fürst auch über Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen dachte, und daß er nicht, wie Napoleon und mancher andre in der Geschichte mit Unrecht groß gepriesene Fürst, die Menschen überhaupt verachtete, sondern den wahren Werth des Menschen wohl zu schätzen wußte, beweist folgende Stelle (S. 27. und 28.): „Noch ist es eine Sache von Wich„tigkeit, die man nicht aus dem Auge verlieren „darf, und die, wenn sie unbeachtet bleibt, der „Sittlichkeit zu unersetzlichem Nachtheile gereicht „— wenn nämlich der Fürst jene Personen zu „sehr auszeichnet, welche ohne Verdienste nur „große Reichthümer besitzen. Solche zur Unzeit „verschwendete Ehrenbezeigungen erhalten das „Publikum in dem gemeinen Vorurtheile, daß

„man nur Reichthum besitzen dürfe, um ange„sehen und geachtet zu sein. Sogleich schütteln „Eigennutz und Habsucht den Zügel ab, der sie „noch anhält; jeder mag dann Reichthümer häu„fen; man wendet die ungerechtesten Mittel an, „um sie zu erlangen; das Sittenverderbniß greift „um sich und wird allgemein; talentvolle „und tugendhafte Männer werden verach„tet, und das Publikum achtet nur die Bastar„den des Midas, durch deren großen Auf„wand und Gepränge es verführt und geblendet „wird. Um zu verhüten, daß die Sitten des „Volks bis zu solchem Grade verderben, muß „der Fürst unausgesetzt darauf merken, daß er „nur persönliches Verdienst auszeichne, und „dem Ueberfluß ohne Sitte und Tugend mit Ver„achtung begegnen."

Wir könnten noch viel solcher Aeußerungen von beiden genannten Fürsten, besonders auch über die Preßfreiheit, deren hohe Beschützer sie waren, so wie von liberalen Fürstinnen, einer Katharine oder Pauline, anführen. Allein wir über-

gehn sie mit Stillschweigen, um nicht zu weitläufig zu werden. Die bereits angeführten beweisen schon zur Gnüge, daß ein fürstliches Gemüth und eine freisinnige Denkart sich sehr wohl mit einander vertragen, daß es also auch einen royalen Liberalismus oder einen liberalen Royalismus geben kann, wenn nur nicht, wie es oft geschieht, die sich so nennenden Royalisten noch königischer sein wollen, als die Könige selbst.

Was die Fürsten unsrer Zeit betrifft, so bescheiden wir uns gern, daß wir über sie kein Urtheil haben. Fürsten kann nur die Geschichte unparteiisch richten, der Geschichte aber fallen nur diejenigen zu, welche bereits vom Schauplatze der Welt abgetreten. Die Zeitgenossen der Fürsten sind nie gerecht in ihren Urtheilen. Entweder tadeln sie die Fürsten ungebürlich, weil sie von deren Maaßregeln unsanft berührt werden; oder sie loben dieselben übertrieben, weil sie durch Schmeichelei die fürstliche Gnade auf sich herabzuziehen hoffen. Wir beobachten also in dieser

Hinsicht lieber ein ehrerbietiges Schweigen und wenden uns jetzt mit unsrer Betrachtung zu den übrigen Kreisen der Gesellschaft.

Der Adel wird gewöhnlich des Antiliberalismus beschuldigt, weil die aristokratischen Prinzipien, auf welchen sein Dasein beruhe, der Freiheit entgegen seien. Nun ist zwar nicht zu verkennen, daß in dieser gesellschaftlichen Sphäre der Antiliberalismus sehr heimisch ist; allein daraus folgt nicht, daß der Liberalismus dem Adel ganz fremd sei. In Großbritannien, wo überhaupt der Adel durch eine gewisse Beschränkung auf die erstgebornen Söhne mehr mit dem Volke verschmolzen und ebendadurch der bürgerlichen Freiheit mehr zugewandt ist, giebt es unter dem hohen und niedern Adel vielleicht eben so viele Whigs als Torys; und in Frankreich findet der Liberalismus unter dem Adel, selbst unter dem höhern durch die Pairskammer dargestellten, so lebhafte Vertheidiger, daß manche sogar in den Ultraliberalismus verfallen sind. So ist es auch in den übrigen gebildeten Ländern Europa's, na=

mentlich in Deutschland, wo es noch manchen dem wackern Ulrich von Hutten an Kopf und Herz ähnlichen Ritter giebt. (Möchten die jetzt wieder aufgelegten Schriften dieses wahrhaft deutschen Ritters recht viele Leser, auch unter den höhern Ständen, finden! Es ist viel, sehr viel Beherzigungswerthes darin). Uebrigens kann man im Allgemeinen wohl annehmen, daß der Adel, da er dem Fürsten am nächsten steht und sich oft in dessen Umgebung befindet, auch von dessen Gunst am meisten zu erwarten hat, sich größtentheils in Ansehung des Liberalismus oder Antiliberalismus nach dem Beispiele des Fürsten richtet, dem er unterthan ist. Je freisinniger daher der Regent eines Landes ist, desto freisinniger werden auch, im Durchschnitte genommen, die Edelleute dieses Landes sein. Zuweilen aber hat sich auch der Freiheitssinn des Adels unter despotischen Regenten sehr kräftig erwiesen, vornehmlich in England, wo die Freiheiten des Volks hauptsächlich durch die Anstrengungen des Adels errungen worden.

Was die Geistlichkeit betrifft, so muß man in dieser Beziehung vor allen Dingen die katholische und die protestantische Geistlichkeit wohl unterscheiden. Jene hat allerdings mehr Hang zum Antiliberalismus, da das ganze katholische Religions- und Kirchenwesen, und besonders die beschränkte Bildung der jungen Geistlichen in klosterähnlichen Seminarien, darauf berechnet ist, daß der Geist sich nur innerhalb einer bestimmten Richtung bewege und daher kein Haar breit von der einmal vorgeschriebnen Norm abweiche. Dennoch haben sich auch in der katholischen Kirche die Fenelons, die Erthale, die Dalberge, die Wessenberge u. A. durch eine sehr liberale Gesinnung ausgezeichnet, wiewohl sie ebendeshalb in Rom nicht sehr angenehm waren. Die protestantische Geistlichkeit hingegen kann, wenn sie folgerecht sein will, nicht anders als liberal sein, da der Protestantismus seinem Wesen nach ein religioser und kirchlicher Liberalismus ist. Es giebt indeß auch hier manche inkonsequente Männer, die am todten Buchstaben

kleben und daher jedem freiern Aufschwunge des Geistes abhold sind. Die Sippschaft des Kajaphas hat sich nun einmal nach allen Richtungen hin verbreitet.

Der Geistlichkeit zunächst steht in der Gesellschaft der Gelehrtenstand. Da die Beschäftigung mit den Wissenschaften, wenn sie ernst und gründlich ist, schon an sich zu Ideen und freien Ansichten von göttlichen und menschlichen Dingen erhebt, mithin ein wahrhaft liberales Studium ist: so wär' es widernatürlich, wenn jener Stand nicht, dem bei weitem größern Theile nach, dem Liberalismus ergeben wäre. Ebendarum ist dieser Stand heutzutage nicht überall beliebt. Indessen findet auch der Gegensatz hier seine Freunde, sei es nun, weil diese die Wissenschaft nur als Handwerk um des lieben Brodes willen betrieben, oder weil ihre besondre Stellung in der Gesellschaft sie, aus Mangel an Muth, zur Verleugnung oder wenigstens Verschleierung ihrer wahren Gesinnung bestimmte. Auch giebt es einige Zweige der Erkenntniß, die,

wenn sich ihnen der Geist ausschließlich ergiebt, denselben gleichsam verengern, wohin besonders die positive Jurisprudenz gehört, die ohne Verbindung mit Philosophie, Philologie und Geschichte, das geistige Leben mehr hemmt als weckt.

Von den Künstlern läßt sich ungefähr dasselbe sagen. Mit Recht nannten die Alten die schönen Künste, und selbst die Wissenschaften, artes liberales oder ingenuae. Auch jene tragen den Geist in die Ideenwelt und befreien ihn ebendadurch um so mehr von irdischen Banden, je mehr der Künstler in seiner Ideenwelt lebt. Giebt es gleichwohl auch illiberale Künstler, so sind es meist solche, die entweder nur das Mechanische der Kunst begriffen haben und ausüben, oder in Lebensverhältnisse verwickelt sind, welche einer liberalen Gesinnung keinen Eingang gestatten. Wenn die Kunst nach Brod geht, senkt der Genius nur allzuleicht seine Schwingen.

Im gebildeten Gewerbstande — denn vom ungebildeten kann hier nicht die Rede sein —

sind es vornehmlich die Kaufleute, welche sich zum Liberalismus mehr als Andre hinneigen. Ihr Verkehr mit Menschen aller Art, auch mit Gelehrten und Künstlern, so wie das Interesse, welches sie am allgemeinen Wohlstande und besonders an der Freiheit des Handels und der Gewerbe nehmen, führt sie nothwendig dahin. Denn Handel und Gewerbe können eben so, wie Kunst und Wissenschaft, nur unter dem erleuchtenden und erwärmenden Strahle der Freiheitssonne gedeihen. Der bleierne Zepter des Despotismus lähmt sie alle auf gleiche Weise. Man wird daher außer solchen Kaufleuten, die ein wucherliches Geschäft treiben und sich dadurch auf illiberale Art zu bereichern suchen, nicht leicht ein bedeutendes Handelshaus finden, in welchem der Liberalismus nicht heimisch wäre. Unter allen Arten von Kaufleuten aber sind wiederum die Buchhändler, aus leicht begreiflichen Gründen, dem Liberalismus am meisten zugethan. Das wußte auch Napoleon sehr wohl. Darum ließ er den unglücklichen Palm erschießen. Nicht

was dieser unmittelbar verbrochen, führte ihn auf den Richtplatz. Man wollte nur terreur machen, damit die Buchhändler keine liberalen Schriften mehr verlegen sollten. Aber der Reitz dazu war zu groß, als daß nicht noch immer Einige es hätten wagen sollen, so hart verpönte Waare auf den literarischen Markt zu bringen.

Sehen wir ferner auf die Geschlechter, so lehrt die Erfahrung, daß gebildete Frauen in der Regel sich mehr noch als die Männer zum Liberalismus hinneigen. Ihr Herz, welches beweglicher und daher nicht nur den Gefühlen der Mitfreude und des Mitleids, sondern auch den Eindrücken der Neuheit zugänglicher ist, und selbst ihr eignes Interesse zieht sie auf diese Seite. Denn sie wollen von den Männern eben so liberal behandelt sein, wie der schwächere Theil vom stärkern überall behandelt zu werden wünscht; und mit Recht erwarten sie eine solche Behandlung dort eher, wo liberale Grundsätze herrschend sind. Daher sind die Frauen gleichsam geborne Feinde alles Türkenthums, und man wird ebendeswegen

schwerlich irgend eine gebildete Frau finden, die den Griechen in ihrem Kampfe mit den Türken nicht mit Leib und Seel' ergeben wäre. Nur wo andre Geburts- oder Standesvorurtheile den Geist blenden und das Gefühl irreführen, dürfte das Gegentheil stattfinden. In diesem Falle, und wenn etwa noch die Macht des Aberglaubens und der Schwärmerei hinzutritt, pflegen aber auch die Frauen noch illiberaler und intoleranter als die Männer zu sein, gerade so, wie man bemerkt haben will, daß die Frauen, wenn sie einmal blutdürstig geworden, noch blutgieriger als die Männer sind.

Was endlich das Lebensalter betrifft, so ist die größere Empfänglichkeit der Jugend für liberale Ideen eine so bekannte und aus der größern Blutwärme sowohl als der regern Einbildungskraft so leicht erklärbare Sache, daß wir dabei nicht zu verweilen brauchen. Nur das Eine ist noch zu bemerken, daß die Jugend aus den eben angeführten Gründen auch leichter ins Exzentrische fällt, und daß daher die Führer der

Jugend allerdings die Verpflichtung haben, bei Mittheilung ihrer liberalen Ideen Maaß und Ziel zu halten, damit sie nicht den Vorwurf auf sich laden, Verführer der Jugend zum Ultraliberalismus zu sein. Indessen hat es mit dieser jugendlichen Verirrung auch nicht so viel zu bedeuten, als man gewöhnlich glaubt, weil jener Ultraismus mehr rhetorisch und poetisch, als praktisch ist. Die Jugend gefällt sich in großen Redensarten und kühnen Entwürfen; vom Reden und Entwerfen bis zum Handeln ist aber noch eine große Kluft. Auch kommt der Mensch bei reifern Jahren, wo das Blut sich abkühlt und langsamer umfließt, wo die Sorgen und Mühen des Lebens beginnen, wo die starre Realität mit unerbittlicher Strenge dem idealischen Aufschwunge Schranken setzt, von jener Verirrung bald zurück. Ja man hat wohl eher gesehn, daß aus dem jungen Liberalen ein alter Antiliberaler wurde, wenn die Lebensverhältnisse sich änderten. Es ist süß, für's Vaterland zu sterben — hatte jener gesagt — aber nicht, zu hungern. So denken

die Meisten; und so verdampft der jugendliche Enthusiasmus, wenn der Mensch ins wirkliche Leben übergegangen.

III.

Ausgang des Kampfes zwischen Liberalismus und Antiliberalismus.

Fassen wir nun alles Bisherige zusammen, so dürfen wir wohl mit Recht behaupten, daß der Liberalismus in der heutigen gebildeten Welt viel weiter verbreitet ist und mehr Freunde zählt, als sein Gegentheil. Dieß führt uns aber auch natürlich auf die letzte Untersuchung, nämlich auf die Frage: Wird der Liberalismus oder der Antiliberalismus den endlichen Sieg davon tragen?

Man hat den Historiker einen rückwärts gekehrten Propheten genannt. Sonach wäre der eigentliche Prophet ein vorwärts gekehrter Historiker. Nun ist die vorliegende Frage allerdings von der Art, daß sie vollständig nur von einem

solchen Historiker beantwortet werden kann. Da uns aber die Gabe des Schauens in die Zukunft nicht verliehen, so leisten wir auf die Prophetenrolle gern Verzicht, und wollen nur mit Hülfe einer gesunden Logik aus dem Rückwärts einige Folgerungen auf das Vorwärts ziehn.

Wir haben gesehn, daß die liberalen Ideen eigentlich so alt sind, als die höhere Bildung des Menschengeschlechts überhaupt, und daß sie zwar periodenweise gleichsam von der Erde verschwanden, aber immer wieder mit erneuter Kraft zurückkehrten und sich immer weiter verbreiteten. Dieß scheint allerdings ihre fernere Dauer und Ausbreitung zu verbürgen, und sonach dürfen wir wohl ohne alle Anmaaßung prophetischer Erleuchtung behaupten, daß der Antiliberalismus nie den Liberalismus besiegen werde.

Wie wollte man es auch anfangen, um den Liberalismus jetzt noch, nachdem er so lange bestanden und sich so weit verbreitet hat, von der Erde zu vertilgen? Verschwände der Liberalismus auch aus Europa, wo bisher seine Heimath

gewesen, so ist das kleine Europa noch lange nicht die Erde; er hat schon in dem kolossalen Amerika einen weit größern und fruchtbarern Boden zur Ansiedlung gewonnen. Und da der Verkehr mit Amerika immer lebhafter werden muß, weil Amerika immer mehr erzeugen wird, was Europa brauchen kann, so würde auch der Liberalismus von dorther immer von neuem in Europa einwandern. Es ist überhaupt mehr als wahrscheinlich, daß das bisherige Verhältniß zwischen diesen beiden Welttheilen sich einst umkehren und Amerika künftig den Herrn von Europa spielen wird.

Aber selbst in Europa kann der Liberalismus jetzt nicht mehr vertilgt werden. Man müßte vorerst alle Bücher verbrennen, die vom Geiste der Liberalität eingegeben und durchdrungen sind. Schon dieß ist eine baare Unmöglichkeit. Und die Bibel müßte man doch übrig lassen, die wahrlich das liberalste aller Bücher und jetzt fast über die ganze Erde verbreitet ist. Man müßte ferner verbieten, irgend ein neues Buch im libe-

ralen Sinne zu schreiben. Auch das wird man schwerlich durchsetzen können. Gesetzt aber, es erschienen nur Schriften im antiliberalen Sinne, besonders Zeitschriften, welche den meisten und schnellsten Umlauf haben: so würden diese den liberalen Sinn nur desto mehr aufregen. Denn jedes Ding in der Welt erregt sein Gegentheil; jede Wirkung hat ihre Gegenwirkung, und jede Verfolgung macht, daß die Verfolgten nur um so inniger und fester an dem hangen, was der Gegenstand der Verfolgung ist. Dürfte sich daher der Liberalismus nicht in Schriften offenbaren, so würde sich derselbe desto kräftiger in der lebendigen Rede aussprechen und mittheilen, da man diese doch nicht immer und überall bewachen kann. Auch müßte man allen wissenschaftlichen Unterricht verbieten; denn Wissenschaftlichkeit und Freisinnigkeit sind Zwillingsschwestern. Da man aber die Wissenschaften bei der heutigen Bildungsstufe schon um des Lebens willen nicht entbehren kann, wenn nicht Ackerbau, Bergbau, Schiffahrt, Handel und Gewerbe stillstehen sollen:

so würde man von jenem Verbote doch wenigstens die zum heutigen Leben unentbehrlichen Wissenschaften ausnehmen müssen. Man würde also z. B. die Philosophie und die klassische Philologie, als diejenigen Wissenschaften, die am meisten vom Liberalismus angesteckt sind und ihn fortwährend nähren, aus dem Kreise des wissenschaftlichen Unterrichts verbannen, Mathematik und Physik hingegen freigeben. Allein welcher Mathematiker oder Physiker kann sich ernstlich mit seiner Wissenschaft beschäftigen, welcher nachdenkende Mensch überhaupt kann die Natur, sei es messend und rechnend oder beobachtend und versuchend, betrachten, ohne sich irgend einmal mit ganzer Seele in die Unendlichkeit der Weltanschauung zu versenken und so augenblicklich zur Selbsterzeugung liberaler Ideen erregt zu werden? — Nein, es ist schlechterdings unmöglich, daß der Antiliberalismus je den Liberalismus besiege, daß dieser je wieder aus den Köpfen und Herzen der Menschen ganz verschwinde.

Aber wie steht es mit dem umgekehrten Falle? Wird vielleicht der Liberalismus den Antiliberalismus besiegen? — Wenn dieser Sieg nicht ein bloßes Uebergewicht, sondern eine wirkliche Vernichtung sein soll, so können wir dieß eben so wenig annehmen. Ja der Liberalismus kann nicht einmal wünschen, seinen Gegner so ganz und völlig zu besiegen. Er muß etwas haben, woran er sich übe und stärke und sein Leben erhalte. Ohne Antagonismus giebt es kein wahres Leben in der Welt. Darum hat die wohlthätige Natur schon dafür gesorgt, daß es der Thesis nicht an der Antithesis fehle. Es wird und muß daher immer Menschen geben, die den Liberalen entgegenwirken, theils um diese zur Thätigkeit zu reitzen, damit sie nicht selbst einschlummern, theils aber auch um sie im Zaume zu halten, damit sie nicht unbändig werden und ihrer Kraft eine zerstörende Richtung geben.

Ist aber nicht von Vernichtung, sondern bloß von Uebergewicht die Rede, so glauben wir allerdings, nach dem bisherigen Gange des Schick-

sals, dem Liberalismus dieses Uebergewicht zusichern zu dürfen. Dafür bürgt uns — der heilige Bund.

Wohl sehen wir hier jenes sarkastische Lächeln im Antlitze der meisten Leser. Denn man ist seit einiger Zeit gewohnt, nach dem Vorgange einiger brittischen Parlementsredner und Zeitungsschreiber, dem heiligen Bunde alles mögliche Böse nachzusagen, ihn als den Auslöscher alles Lichtes und den Vertilger aller Freiheit zu verschreien. Wir behaupten aber, daß dem nicht so sei und nicht sein könne. Hier unsre Gründe.

Die Urkunde des heiligen Bundes vom $\frac{14}{26}$ September 1815, unterschrieben von Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm, und Kaiser Alexander, sagt ausdrücklich, daß diese drei erhabnen Monarchen die innige Ueberzeugung erlangt hätten, es sei nothwendig, künftig ihre Politik, sowohl in der Verwaltung ihrer eignen Staaten als in der Leitung der auswärtigen Verhältnisse, also ihre innere und äußere Politik auf die Grundsätze des Christen-

thums (sur les vérités sublimes que nous enseigne l'éternelle religion du Dieu Sauveur) nämlich auf die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens (préceptes de justice, de charité et de paix) zu gründen — daß sie, da nach jenen Grundsätzen alle Menschen sich als Brüder zu betrachten hätten, durch die Bande einer wahrhaften und unauflöslichen Brüderschaft vereint bleiben, sich als Kompatrioten beistehen, und ihre Völker als Familienväter in dem nämlichen Geiste der Brüderschaft führen wollten — daß sie ihre eignen und alle christlichen Völker als Glieder einer und derselben christlichen Nazion betrachteten, deren eigentlicher Suverän Christus selbst sei — und daß sie ebendarum alle christlichen Mächte einladeten, an diesem heiligen Bunde Theil zu nehmen.

Wer sieht nicht auf den ersten Blick, daß hier sowohl der religiose als der politische Liberalismus auf das bündigste und bestimmteste

ausgesprochen, daß also die dem heiligen Bunde zum Grunde liegende Idee in der That die *allerliberalste* ist, weil sie beide Arten des Liberalismus befaßt, mithin alle liberalen Ideen in sich als einem Mittelpunkte vereinigt! Das Christenthum ist, wie schon früher gezeigt worden, die liberalste unter allen positiven Religionsformen, und hier wird dasselbe ausdrücklich zur Basis der Politik gemacht. Diese soll sich künftig nach den christlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens richten, soll alle Menschen als Brüder, mithin als Wesen von gleicher Würde und Bestimmung, betrachten und behandeln. Kann man irgend mehr verlangen? Haben die Freunde des wahren Liberalismus je mehr verlangt? Ja die kälteren unter ihnen haben nicht einmal so *viel* verlangt, weil sie glaubten, man dürfe der Politik nicht zu viel zumuthen. Sie verlangten daher bloß, daß die Politik sich vor allen Dingen nach den Grundsätzen der *Gerechtigkeit* richten solle, mei-

nend, das Uebrige würde sich dann schon von selbst nach und nach finden.

Merkwürdig und erfreulich ist auch der Umstand, daß die drei Stifter des heiligen Bundes sammt ihren Völkern zu drei verschiednen Kirchen, der griechischen, der römischen und der protestantischen, gehören, daß also hier auf den kirchlichen Bekenntnißunterschied kein Gewicht gelegt wird. Alle Christen — verlangt die Urkunde — sollen sich der Verschiedenheit ihrer besondern Glaubensformen ungeachtet nicht bloß dulden, sondern als Brüder, als Glieder einer und derselben großen Familie lieben. Wenn das nicht Liberalismus ist, so giebt es gar keinen.

Nun ist ferner bekannt, daß der heilige Bund nicht bloß auf die drei Stifter desselben und deren Staaten beschränkt geblieben, sondern daß demselben auch die übrigen christlich-europäischen Regenten und Staaten, selbst die republikanischen Staaten der schweizerischen Eidgenossenschaft und des deutschen Bundes (Frank-

furt, Hamburg, Bremen und Lübeck) beigetreten sind. Nur der Papst und der König von Großbritannien haben die Einladung abgelehnt, der Erste, weil er die zu andern christlichen Gemeinen gehörigen Glieder, die man in Rom als Häretiker oder wenigstens als Schismatiker betrachtet, nicht als seine Brüder und als Glieder einer und derselben christlichen Nazion anerkennen wollte — weshalb auch der Papst gegen die Beschlüsse des wiener Kongresses und die darin aufgenommene deutsche Bundesakte, welche im 16. Art. den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken ertheilt, eben so wie einst gegen den westphälischen Friedensschluß protestirt hat — der Zweite aber, weil die Bundesurkunde nur von den Monarchen selbst, nicht von den Ministern, wie es die brittische Verfassung fodert, unterzeichnet worden, ob er gleich sonst für die Person die Gültigkeit der darin ausgesprochnen Grundsätze anerkannte. Man kann daher unbedenklich sagen, daß der religiose und politische Liberalismus, wie er in der Urkunde des heiligen Bun-

des ausgesprochen worden, in das europäische Staats- und Völkerrecht förmlich aufgenommen und mittels desselben als gültig anerkannt ist. Folglich hat durch die Stiftung des heiligen Bundes, wie er urkundlich vor uns liegt, der Liberalismus über den Antiliberalismus einen Sieg errungen, der jenem das Uebergewicht über diesen wenigstens so lange sichert, als das heutige Staats- und Völkerrecht besteht.

Indessen dürften die, welche in dieser Hinsicht etwas skeptisch gesinnt sind, wohl noch einige Einwürfe gegen die hier aufgestellte Ansicht von dem heiligen Bunde machen, ungeachtet ein gewichtiger neuerer Schriftsteller (Herr von Schmidt-Phiseldeck in seiner Politik des heiligen Bundes) in der Hauptsache diese Ansicht zu theilen scheint. Denn diese Politik ist in der That sehr liberal und doch ganz folgerecht aus derselben Urkunde abgeleitet.

Jene Zweifler aber könnten erstlich sagen: „Die Urkunde des heiligen Bundes ist, wie du „selbst sagst, nur von den Monarchen, nicht

„von den Ministern unterzeichnet worden. Wer „steht uns also dafür, daß die Minister wirklich „im Geiste des heiligen Bundes handeln und „eine so liberale Politik immer befolgen wer„den?“ — Wir gestehn, daß wir diesen Einwurf nicht ganz zu widerlegen vermögen, weil er von einer unbezweifelten Thatsache ausgeht; denn die Urkunde ist wirklich von keinem Minister unterzeichnet, weshalb sie auch manche Diplomatiker ein apokryphisches Aktenstück genannt haben. Allein erwarten läßt sich doch nicht, daß die Minister wegen Mangels einer diplomatischen Förmlichkeit dem so klar und bestimmt ausgesprochnen guten Willen ihrer Gebieter zuwider handeln und sich dadurch des Ungehorsams gegen dieselben schuldig machen sollten. Man muß den Menschen immer das Beste zutrauen, so lange das Gegentheil nicht offenbar am Tage liegt. Warum aber gerade die Minister von diesem Benefize der Humanität ausgeschlossen sein sollten, ist doch wahrhaftig nicht abzusehn.

Jene Zweifler könnten aber auch zweitens sagen: „Es ist im brittischen Parlemente mehr„mal die Rede gewesen von geheimen Ar„tikeln des heiligen Bundes, welche mit den „offnen nicht zusammenstimmen, vielmehr eine „antiliberale Tendenz haben sollen; die „brittischen Minister aber, die doch wohl darum „wissen mußten, haben dieser Behauptung nie „widersprochen. Wie kann man also aus den „offnen Artikeln irgend eine sichere Folgerung „ziehn?“ — Dieser Einwurf beruht eigentlich nur auf einer vorgefaßten Meinung und hat daher kein Gewicht. Denn jene Meinung wird durch das Schweigen der brittischen Minister keineswegs bestätigt. Da ihr König dem Bunde nicht förmlich beigetreten, so waren sie auch nicht verbunden, über den Gehalt und Zweck desselben Rechenschaft zu geben. Sie ließen, wie sie es in solchen Fällen oft machen, die Parlementsglieder reden, was sie wollten, weil dort einmal eine vollkommne Redefreiheit herrscht. Das ungünstige Vorurtheil dieser Redner konnten sie

doch nicht gründlich widerlegen ohne Vorzeigung der ganzen Urkunde, und dazu waren sie weder berechtigt noch verpflichtet, eben weil England nicht formell im Bunde begriffen ist. So lange also niemand jene angeblichen Geheimartikel auf eine authentische Weise vorlegt, werden wir nie an das Dasein derselben glauben, und zwar um so weniger, da die Sache in sich selbst keine Wahrscheinlichkeit hat. Wer kann den erhabnen Stiftern des heiligen Bundes eine solche Zweideutigkeit zutrauen? Wer mag glauben, daß sie zu einer Zeit, wo sie (aus Dankbarkeit gegen Gott für ihre Rettung aus den größten Gefahren und aus Liebe zu ihren Völkern wegen der ungemeinen Anstrengungen, welche dieselben aus Anhänglichkeit an ihre von Napoleon so hart bedrohten Fürsten gemacht hatten) diese Völker nach den christlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, also auf die liberalste Weise, zu regieren öffentlich gelobten und dieses Gelöbniß durch eine feierliche Urkunde bekräftigten — wer mag glauben, daß sie zu

derselben Zeit derselben Urkunde gewisse Artikel oder Klauseln in einem völlig entgegengesetzten Sinne beigefügt haben sollten? Oder, sollen jene Artikel späterhin beigefügt sein, so fragt sich, wann und von wem? Es waren ja bald alle christlich-europäischen Staaten (mit Ausnahme zweier) dem Bunde beigetreten. Hätte man ohne deren Mitwissen und Zustimmung eine so wichtige Verändrung in der ganzen Tendenz des Bundes machen können? Und wär' es möglich, daß bei der Theilnahme so vieler Staaten am heiligen Bunde (selbst republikanischer, wo geheime Dinge nie lange geheim bleiben) jene Artikel bis auf den heutigen Tag so geheim bleiben konnten, daß sie noch nirgend zu lesen sind, sondern nur die Sage von ihnen wie ein Gespenst umherschleicht, das die Menschen ängstigt? — Nein, es giebt keine geheimen Artikel des heiligen Bundes, wie keck auch das Gegentheil von manchen allzuleichtgläubigen Personen behauptet wird.

Ein dritter und letzter Einwurf gegen unsre Ansicht vom heiligen Bunde läßt sich noch leichter beseitigen. Man könnte nämlich auch sagen und hat es wirklich gesagt: „Die ursprüngliche Be„stimmung des heiligen Bundes mag gewesen „sein, welche sie wolle; seine dermalige „Wirksamkeit ist doch nicht liberal, sondern „vielmehr antiliberal. Hat er nicht die Freiheit „in Neapel und Piemont unterdrückt? Und will „er nicht dasselbe in Spanien und Portugal „thun?“ — Es ist schon bemerkt worden, daß der Liberalismus auch seine Verirrungen und Ausschweifungen hat, und daß der Antiliberalismus, so lang er nur gegen jenen Ultraliberalismus (Jakobinismus oder Karbonarismus oder wie sonst genannt) gerichtet ist, nicht getadelt werden mag. Der echte, ruhige, besonnene, sich streng innerhalb der Schranken des Rechts und der Pflicht haltende Liberalismus ist dadurch auf keine Weise gefährdet. Ja dieser muß selbst wünschen, sich jener Verirrungen und Ausschweifungen zu ent-

ledigen, um dadurch seinen Triumph zu sichern. Denn sie sind es eben, welche ihm am meisten Abbruch thun, weil dadurch viele ängstliche Gemüther beunruhigt werden, meinend, es möchte alles das Herrliche, was die Vorwelt der Nachwelt überliefert hat, im Sturme der Revoluzionen zu Grunde gehn — eine Besorgniß, die freilich derjenige nicht theilen kann, der sich mit fester Zuversicht einer allwaltenden Fürsehung getröstet.

Alles wohl erwogen, kann also der Verfasser nicht zurücknehmen, was er früher in seinen weltbürgerlichen Betrachtungen über den heiligen Bund und dessen wahrscheinliche Folgen (in der Schrift: La sainte alliance, oder Denkmal des von Oesterreich, Preußen und Rußland geschloßnen heiligen Bundes. Leipzig, 1816. 8.) gesagt hat. Man unterscheide nur immer die Idee von deren Erscheinung, die Sache von den Personen, den Bund von den Bündnern,

so wie das, was einzele Menschen thun, vom großen Gange der Weltgeschichte! Die Geschlechter der Menschen vergehen; sie steigen, sie fallen, aber nur, damit sich die folgenden von neuem und noch weiter erheben. Was daher auch hier und dort geschehen möge, den Glauben an das allmälige Fortschreiten des Menschengeschlechts in allem, was wahr, schön und gut ist, wird jene höhere Macht, die unser Schicksal lenkt, gewiß nicht zu Schanden werden lassen.

so wie das, was einzelne Menschen thun, vom großen Gange der Weltgeschichte. Die Geschlechter der Menschen vergehen; sie steigen, sie fallen, aber nur, damit sich die folgenden von neuem und noch weiter erheben. Was daher auch hier und dort geschehen möge, den Glauben an das allmählige Fortschreiten des Menschengeschlechts in allem, was wahr, schön und gut ist, wird jene höhere Macht, die unser Schicksal lenkt, gewiß nicht zu Schanden werden lassen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krug, Wilhelm Traugott,

Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit ein historischer Versuch

Leipzig 1823

H.g.hum. 131 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435369-8